Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Beilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig.

Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, i der Expedition abgegeben werden.

Nr. 178. Mittwoch, den 2. August 1911. 18. Jahrg.

Hierzu eine Beilage und das „Wöchentliche Unterhaltungsblatt“.

Die russische Aktion in Persien.

Laut Meldungen aus Petersburg sind in den letzten Tagen zwischen dem Londoner und dem Petersburger Kabinett rege Verhandlungen wegen der persischen Frage geführt worden. Die beiden Regierungen einigten sich dahin, sich jeder, wenn auch indirekten Einmischung in die persischen Wirren so lange zu enthalten, als den russischen und englischen Staatsangehörigen in Persien keine Gefahr drohen würde. Indessen ist der Exschah Mohammed Ali, der mit Hilfe russischen Geldes die Turkmenen- und Kurdenbanden und die Schachsewenen des Räuberhauptmannes Rachim-chan gegen die persische Regierung aufgewiegelt und das Land in Anarchie versetzt hat, von der russischen und englischen Regierung als kriegführende Seite anerkannt worden! Die russischen Offiziösen, darunter auch die säbelrasselnde „Nowoje Wremja“ treten in den letzten Tagen für die in diesem Sinne aufgefaßte „Nichteinmischung“ ein, was allerdings nicht hindert, daß dieselbe „Nowoje Wremja schon jetzt den Boden für die Anerkennung Mohammed Alis vorbereitet.

Einen ganz anderen Charakter als diese heuchlerischen Diplomatenkniffe, die nur den Zweck verfolgen, die öffentliche Meinung irre zu führen, tragen die Maßnahmen der russischen Regierungsagenten in Persien.

Da ist vor allem hervorzuheben, daß die Teheraner russische Gesandtschaft bekannt gab, sie werde nie zugeben, daß Kämpfe in Teheran und Zusammenstöße in einer Umgebung von 30 Kilometer stattfinden. Sollte sich der frühere Schah, ohne Widerstand gefunden zu haben, so weit der Stadt genähert haben, so müßten alle Kämpfe unterbleiben. Auch müßte sie russische Untertanen, wie Armenier, Kaukasier und Grusier, die sich an den Kämpfen gegen den früheren Schah beteiligen wollten, festnehmen und außer Landes bringen. Diese Erklärung der russischen Gesandtschaft bedeutet einen krassen Bruch der durch die Regierungen proklamierten „Nichteinmischung“ und ist geeignet, den Kampf der persischen Regierung gegen den Exschah ungeheuer zu erschweren. Die wilden Horden dieses Agenten Rußlands rücken von drei verschiedenen Seiten gegen die Hauptstadt vor, die allein als Ausgangspunkt der Verteidigungstruppen dienen kann. Diese enorm wichtige strategische Position der Regierungstruppen ist nun durch die Einmischung der russischen Gesandtschaft fast vernichtet worden, die sicher auch die Absicht hegt, die Drohung betreffend die Festnahme der für die persische Regierung kämpfenden russischen Untertanen (der sogen. Fidais) mit Hilfe ihrer Kosaken zu verwirklichen und so den kämpfenden „Konstitutionalisten“ in den Rücken zu fallen.

In Täbris, der zweitwichtigsten Stadt Persiens, die vor zwei Jahren den Ausgangspunkt der Volkserhebung bildete, sind die russischen Truppen, die dort „stationiert“ sind, offen zum Angriff übergegangen. 300 russische Soldaten und Kosaken drangen auf Befehl des russischen Generalkonsuls in das Gebäude des Generalgouvernements ein und befreiten den früheren Gouverneur von Ardebil, Reschid el Mulk, der wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt und des Verrats von der persischen Regierung in Haft genommen worden war. Die Gründe dieses Vorgehens der russischen Truppen werden vollends klar, wenn man berücksichtigt, daß der verräterische persische Gouverneur Besitzer einer russischen Ordensauszeichnung ist, und daß der russische Gesandte in Teheran zu seinen Gunsten interveniert hat. Die Haltung der russischen Truppen in Täbris und der ganzen Provinz Aserbeidschan, wo sie angeblich zum Schutz der russischen „Untertanen“ stationiert sind, weist deutlich darauf hin, daß diese wichtigste Provinz gegenwärtig für den Unabhängigkeitskampf der Perser verloren ist.

Von weiteren Intrigen der russischen Regierung ist hervorzuheben, daß der Kommandeur der persischen Kosakenbrigade in Teheran, ein in persischen Diensten stehender russischer Offizier, sich weigerte, dem Kriegsminister die für die Expedition gegen den Exschah notwendige Munition auszuliefern. Die persische Regierung und der Medschlis reagierten darauf in der Weise, daß sie den früheren Militärattachee der englischen Gesandtschaft in Teheran, Major Stokes, zum Chef der Gendarmerie ernannten. Dieser Schritt hat die Differenzen zwischen der russischen und englischen Politik in Persien offen zum Ausbruch gebracht. Der russische Gesandte protestierte in schroffster Weise gegen die Ernennung des Engländers und erklärte, Rußland behalte sich andere Maßregeln vor. Es wird also allem Anscheine nach zu Reibungen zwischen den beiden Entente-Mächten kommen, die auf den Ausgang der persischen „Wirren“ nicht ohne Einfluß bleiben dürften. Daß es übrigens zu diesen Differenzen kommen würde, war von vorneherein zu erwarten. Das plötzliche Vorgehen Rußlands in Persien — und das zu einer Zeit, wo gerade die persische Anleihe in London realisiert wurde — ist für die englische Regierung ziemlich ungelegen gekommen, da es ihr in dem Marokkohandel die Hände band. Allerdings machte England bisher in der Konsequenz des englisch-russischen Vertrages von 1907 — die russische Eroberungspolitik in Persien mit und unterhand Hand in Hand mit Rußland die politische und wirtschaftliche Entwickelung Persiens in den letzten Jahren. Aber bei dem jetzigen Vorgehen scheint die Petersburger Regierung — wie schon oft zuvor — ihren Verbündeten vor eine „vollendete Tatsache“ gestellt zu haben. Daß sich die öffentliche Meinung Englands gegenwärtig ohne weiteres damit abfinden würde, ist kaum anzunehmen. Sie müßte sonst auf dem Niveau der politischen Skrupellosigkeit und Stupidität des deutschen Bürgertums angelangt sein, die in den wohlwollenden Worten der „National-Zeitung“ zum Ausdruck gelangte, wenn Rußland Mohammed Ali unterstütze, um durch diese Maßnahmen seinen Einfluß in Persien zu kräftigen, so bewege sich „unser großer Nachbar in seiner eigenen Interessensphäre“.

Die kommende Landtagswahl im Fürstentum Lübeck.

Man schreibt uns: In keinen Wahlkampf der letzten Zeit konnte die Sozialdemokratie mit solchen frohen Hoffnungen gehen, als gegenwärtig in den Landtagswahlkampf im Fürstentum Lübeck. Unsere Gegner ahnen gewiß den Ausgang, in unsern Wählerversammlungen tauchten keine Gegner auf, wohl aus Angst, weil sie eine glänzende Abfuhr für ihre bisherigen Leistungen im Landtag fürchteten. Auch sonst rühren sie sich nicht. Der Bund der Landwirte hat noch keine Kandidaten aufgestellt, die Fortschrittliche Volkspartei hat dies zwar besorgt und die Namen derselben in der Zeitung bekannt gegeben, aber weiter hat sie auch nichts getan. Sie denkt wohl, daß die Namen ihrer Kandidaten so zugkräftig sind, daß alle weitere Wahlagitation überflüssig ist. Bisher hatte die liberale Partei von den vier Mandaten zwei inne. Diese behauptete sie seit einigen Jahren, aber aus eigener Kraft erhielten sie die Mandate nie, sondern stets durch die Hilfe einer andern Partei; auch wir waren daran beteiligt, und es ist von Interesse, die letzten Wahlen daraufhin anzusehen; erkennen wir doch daraus, wie morsch die liberale Partei geworden ist. Als im Jahre 1903 Naumann in diesem Kreise zum Reichstag kandidierte und nationalsoziale Agitatoren das Fürstentum überschwärmten, entstanden in allen größeren Orten nationalsoziale Parteiorganisationen. Im Fürstentum blühte damals ein frisches Parteileben auf und mit mancher Organisation schloß sich die Sozialdemokratie zusammen und errang manche Wahlsiege bei den Gemeinderatswahlen, sowie bei der Landtagswahl. Der Führer der nationalsozialen Partei des Fürstentums war der Lehrer F. Voß in Eutin (jetzt in Stockelsdorf). Daß es ihm wirklich ernst war, in dieser Richtung politisch zu wirken, bewies er durch seine parlamentarische Tätigkeit. Auf einer öffentlichen Volksversammlung in Schwartau sprachen unsere Genossen ihm sogar den Dank für seine Tätigkeit aus. Dies schwellte Herrn Voß die Brust. Auf dem Parteitag des Wahlvereins der Liberalen in Berlin führte Herr Voß nach dem Protokoll folgendes aus: „Im Fürstentum Lübeck hat sich die Barth-Naumannsche Taktik bewährt. Das Zusammengehen mit den Sozialdemokraten bei den Gemeinde- und Landtagswahlen spann sich schon an, bevor die Nationalsozialen auftreten. Sie haben aber die sozialen Gedanken derart verbreitet, daß es nun gar nicht mehr anstößig ist. In unserer grasgrünen Agrarierecke haben wir zwei Nationalsoziale, einen Volksparteiler und den Sozialdemokraten durchgebracht. Hoffentlich wird in den anderen Teilen unseres Wahlkreises, im Oldenburgischen, in Birkenfeld, dieselbe Taktik angewandt werden. Unsere Sozialdemokratie ist auch erzogen worden durch das Zusammengehen mit nns. Durch die Erziehungsarbeit Hugs ist sie ja so schon revisionistisch. Ich bin fest überzeugt, bei der nächsten Wahl stellen die Sozialdemokraten mich wieder auf, auch wenn sie die Mehrheit haben. — Wir begleiteten diese kühnen Hoffnungen damals in diesem Blatte mit unsern Glossen; dennoch schlossen wir aus taktischen Gründen für die Landtagswahl für 1905 mit den Liberalen ein Bündnis, das aber bei der Wahl in Eutin in die Brüche ging. Die Liberalen hielten ihr Wort nicht, Herrn Voß konnten wir keinen Vorwurf machen; die liberalen Wahlmänner versagten ihm die Gefolgschaft. Diese Wahl zeigte, daß die Reaktion bei den Liberalen des Fürstentums ihren Einzug gehalten hatte. Im Laufe der nächsten drei Jahre wurde der Anhang der Nachrechtsmarschierenden noch größer, in hellen Haufen warfen sie sich dem Bund der Landwirte an den Hals. Herr Voß hinderte die Abschwenkung nicht, sprach auch nicht dagegen, er hieß sie gut, es laufen sogar die Gerüchte um, daß er das Kompromiß schmiedete. Herr Voß legte nach zwei Jahren sein Mandat nieder, warum, haben die Wähler nie erfahren. Für das letzte Jahr der Landtagsperiode wurde Herr Lehrer Graage in Schwartau gewählt. Herr Graage gehörte seinerzeit zu den Linksliberalen, 1906 stand er auf unserer Liste für die Gemeinderatswahl. Er machte die Schwenkung nach rechts in erster Linie mit, er betrieb 1908 den Anschluß an den Bund der Landwirte.

Wer nun die Verhandlungen im oldenburgischen Landtage vom letzten Winter verfolgt, wird finden, daß manche Abstimmungen mit Rücksicht auf die kommenden Landtagswahlen erfolgten. So trennten sich die beiden Agrarier von Levetzow und Franke bei den Abstimmungen über das Schulgesetz von ihrer Fraktion und stimmten mit den Abg. Graage und Steenbock. Dieser Abstimmung ging sicher eine Besprechung über die Wahltaktik bei der kommenden Landtagswahl voraus. Man baute auf die Lehrer. Diese sind meistens die Vertrauensmänner der Fortschrittlichen Volkspartei. Die eingegangenen Verpflichtungen geschahen ohne Rücksprache mit dem Parteivorstand. Die Fortschrittliche Volkspartei des Fürstentums beschloß, ohne Kompromiß in den Landtagswahlkampf zu gehen. Auffallend ist nun der Artikel der Sonntagsnummer der hiesigen Eisenbahnzeitung. In einer längeren Darlegung versucht der Verfasser darzutun, daß die Volkspartei ein Bündnis mit dem Bund der Landwirte schließen muß. Die Zitate aus den Landtagsverhandlungen beweisen, daß der Verfasser ein früherer Landtagsabgeordneter ist. Man geht wohl nicht fehl, ihn in der Person Graages zu suchen. Der fortschrittliche Ausschuß in Oldenburg aber faßte den Beschluß, nur solche Kandidaten zu unterstützen, welche den Kampf nach rechts führen. Die aufgestellten Kandidaten fügen sich nicht, eine famose Parteidisziplin.

Den Vogel abgeschossen hat in dieser Beziehung aber der liberale Kandidat **Voß**. Er begab sich in Schwartau zu hochkonservativen Herren und bat sie, **sie möchten die Aufstellung der Landtagskandidaten in die Hand nehmen und ihn neben einem Herrn vom Bund der Landwirte aufstellen.**

Ob man dieser Bitte erhörte, entzieht sich unserer Kenntnis. Herr Voß beweist damit, daß er die Schwenkung nach rechts gut heißt, da er für sich selbst aber einen Durchfall erwartet, versucht er es, durch einen Kuhhandel sein Mandat zu retten. Die Wähler werden zum Stimmvieh herabgedrückt. Uns kann es recht sein! Besser können unsere Gegner nicht für uns arbeiten.

An unseren Genossen im Fürstentum Lübeck liegt es nun, daß sie durch zähe Aufklärungsarbeit mit aller Energie den Kampf um die 4 Mandate führen! Mit allem Nachdruck muß jetzt schon die Kleinagitation betrieben werden. Jeder Genosse, jede Genossin muß ein Agitator sein und die finsteren Pläne der liberalen Kuhhändler aufdecken.

Durch Kampf zum Sieg!

Politische Rundschau

Deutschland.

Friedlicher Handel!

Zwei offiziöse Meldungen, eine deutsche und eine französische, kennzeichnen den gegenwärtigen Stand der Marokkofrage.

Die deutsche Meldung steht an der Spitze der „Nordd. Allg. Ztg.“ und lautet:

> Tanger, 29. Juli. Der deutsche Gesandte hat heute El Gebbas, den Vertreter des Sultans, aufgesucht und die Nachricht von einer Landung in Agadir dementiert. Der Gesandte hat auch den spanischen Gesandten empfangen, der ihm den französisch-spanischen modus vivendi notifizierte.

Das Organ des Pariser Auswärtigen Amtes, die „Agence Havas“, ergänzt diese Meldung durch eine zweite, die besagt:

> Es wird versichert, daß die in gewissen Pariser Blättern über den Stand der Pourparlers zwischen Frankreich und Deutschland ungenau oder verfrüht sind. Erst im Laufe dieser Woche nach den Unterredungen, die der Kaiser mit dem Reichskanzler und Herrn v. Kiderlen-Wächter gehabt hat, werden die Pourparlers einen aktiveren und entscheidenderen Charakter annehmen.

Weiter berichtet die „Agence Havas“:

> Verschiedene Zeitungen haben sich in der letzten Zeit zum Echo von tendenziösen Gerüchten gemacht, denen zufolge Deutschland zu ungewöhnlichen Einberufungen von Reservisten schritte, während Frankreich seinerseits außergewöhnlich militärische Maßnahmen träfe. Diese verschiedenen Gerüchte entbehren jeder Begründung.

El Gebbas ist ein Vertreter des Sultans, der Sultan aber ist der Vertreter Frankreichs. Die offizielle Mitteilung, daß die deutschen Mannschaften in Agadir nicht gelandet sind und wohl auch nicht landen werden, wird über den marokkanischen Draht nach Paris und London umgeleitet, wo man sie mit Befriedigung aufnehmen wird. Das Dementi zu den angeblichen Rüstungen in Europa sagt Selbstverständliches.

Die Tatsache, daß Spanien und Frankreich ihren »modus vivendi« gefunden haben, d. h. die Bedingungen, unter denen sie sich wieder vertragen wollen, war schon bekannt. Sie ist jetzt zum Überfluß und der diplomatischen Höflichkeit willen der deutschen Regierung auch

amtlich „notifiziert", zu deutsch bekanntgegeben, worden. Es ist also nichts mit den Dummejungen-Phantasien unserer Alldeutschen, die den Franzosen schon mit den Spaniern als den vermutlichen Bundesgenossen Deutschlands in einem Kriege um Marokko gedroht hatten. Es ist überhaupt nichts mit dem Krieg um Marokko, denn nachdem Deutschland erklärt hat, es habe keine Landung in Agadir vorgenommen, und damit die Ankündigung unterstrichen hat, daß die „Berlin" den Hafen wieder verlassen werden, ist ein abermaliges Umkehren selbst für den berühmten Zickzackkurs eine ziemlich unmögliche Sache. Würde die deutsche Regierung jetzt auf einmal wieder erklären, wir wollen doch ein Stück Marokko, so wäre das nicht die Art ernster Männer, sondern unreifer Knaben, die selber nicht wissen, was sie wollen. Für einen Krieg mit Marokko hätte die Regierung die Volksmeinung ohnehin unter keinen Umständen gewinnen können, nach den Ereignissen der letzten Zeit kann sie es schon ganz und gar nicht. Der dümmste Philister wird sich schließlich sagen müssen, daß die Regierung von Anfang an ganz anders hätte auftreten müssen, wenn der Besitz eines Stücks von Marokko wirklich eine Lebensfrage für das deutsche Volk wäre. Davon kann aber unter vernünftigen Menschen gar keine Rede sein, denn das deutsche Volk hat ganz andere Sorgen und Wünsche, als die politische Beherrschung des Fezgebiets. Die deutsche Regierung trifft nur der Vorwurf, daß sie den alldeutschen Marokkohetzereien zuviel Raum gelassen und ihre ganze Aktion, bei der es sich doch nur um verhältnismäßig geringe Werte handeln kann, mit übermäßigem theatralischem Aufwand herausgeputzt hat.

Die Aufregung, in die die Welt durch den Spaziergang nach Agadir versetzt worden ist, war genau so unnötig wie vor sechs Jahren die Sensation der berüchtigten Tangerfahrt.

Im Laufe dieser Woche sollen nun die deutsch-französischen Verhandlungen in das entscheidende Stadium rücken. Wie zwischen Frankreich und Spanien muß auch zwischen Frankreich und Deutschland ein modus vivendi gefunden werden. Herr v. Kiderlen-Waechter wird natürlich so viel wie möglich fordern, Herr Cambon wird so wenig wie möglich bieten, dann wird Herr v. Kiderlen-Waechter etwas nachlassen, Herr Cambon wird etwas zuschlagen und so werden die beiden ehrlichen Geschäftsleute schließlich wohl handelseinig werden. Schade nur, daß es für solche weltpolitische Handelsgeschäfte noch keine festen Preise gibt, wie sie in jedem besseren Warenhaus üblich sind.

Was soll nun aber werden, wenn sich die Verhandlungen zerschlagen? Nun, darüber mögen sich die Diplomaten die Köpfe zerbrechen, und nicht die Völker die Schädel zerschmettern. Sie mögen miteinander weiterschachern, wie auf dem Gemüsemarkt oder auf der Eierbörse, aber Europa in Ruhe lassen!

Der Gedanke an einen Krieg war schon früher verbrecherischer Wahnwitz, jetzt ist er ein lächerlicher Unsinn!

Marokko — das Land, da Milch und Honig fließt.

Der Anschauungsunterricht, den der Abgeordnete Dr. Arning bei seiner Teilnahme an der Mannesmann-Expedition durch einen Teil von Marokko empfangen hat, hat schon Früchte gezeitigt. In den „Mitteilungen der deutschen Kolonialgesellschaft" veröffentlicht Herr Abg. Dr. Arning eine geradezu enthusiastische Schilderung von Marokko und bei den engen Beziehungen, die maßgebende Stellen der Kolonialgesellschaft zu hohen Kreisen unterhalten, ist der Zweck der Veröffentlichung gerade in diesem Blatt deutlich erkennbar. Wir entnehmen der Schilderung folgende Stellen:

„Marokko hat zwar eine ganz außerordentlich ausgedehnte Viehzucht — Rinder, Wollschafe, Ziegen, Kamele, Pferde — aber daneben, oder man kann fast sagen in der Hauptsache, ist es ein ausgesprochenes Land des Ackerbaues. Ausgebeutet seit mindestens zwei Jahrtausenden, nie gedüngt, noch heute in der allerursprünglichsten Weise bearbeitet, gibt das Land Ernten, die erstaunlich sind.

Weizen und Gerste sind die vorzugsweise gebauten Kornfrüchte. Unübersehbar sind vielerorten die Maisfelder. Hier und da findet man Hirse. Apfel und Birne sind vorhanden. Feige und Mandel gedeihen prachtvoll. Neben der Dattelpalme mächtige Olivenwälder; neben Saubohnenfeldern blühende Orange und Zitronen. Die Kartoffel, dort erst eingeführt, gedeiht wie in Malta und Teneriffa. Tiefdunkelgrünes Laub üppiger Weingärten wechselt mit Melonen. Fast nichts verweigert dieser Boden der bearbeitenden Hand. Ohne Ende schwanken die Reihen der Kamele durchs Land, hochbepackt mit Getreide, Schafwolle und Fellen. Fast nichts versagte eine gütige Natur diesem Lande. Nicht umsonst suchte Homer hier die goldenen Äpfel der Hesperiden. Was könnte dieses Marokko hervorzaubern aus seinem Boden, wenn hier an dem Eingangstore zu Europas alternder Pracht unter einer geordneten Regierung kräftige Arme in zielbewußter Arbeit schaffen würden. — Wer hier die Herrschaft üben wird, dessen Stammesgenossen in diesem Lande sitzen, um hier die Schätze der Bodenkraft zu heben, ihm ist ein Teil von Europas Zukunft in die Hand gegeben. Um so mehr, wenn schmellende Volkskraft daheim ihm gestattet, Hunderttausende von Kindern seines Landes hier als neuen kräftig emporstrebenden Ableger bei der eigenen Flagge zu bewahren nahe der alten Heimat, und bereit, für sie wie für die neuerworbene in Krieg und Frieden die Arme zu rühren".

Selbst wenn man unterstellen wollte, daß Herr Doktor Arning nicht durch eine gefärbte Brille gesehen hat, dann kommt man doch nicht über die Tatsache hinweg, daß Marokko kein herrenloses Land ist und daß niemand anders als Wilhelm II. sich für die Unantastbarkeit der Herrschaft des Sultans verbürgt hat.

Graf Posadowsky, der „Helfershelfer der Sozialdemokratie".

Als solcher ist der ehemalige „Reichsminister für Sozialpolitik" kürzlich auf dem in Chemnitz abgehaltenen Hausbesitzertag hingestellt worden. Dort hatte, den Berichten der Presse zufolge, ein Redner, Rechtsanwalt Strauß-München, sich unter anderm dahin geäußert, es sei nicht zu verstehen, daß ein Mann, wie Graf Posadowsky sich auf dem Leipziger Wohnungskongresse habe hinstellen und verlangen können, daß der Boden ein nationales Eigentum werden solle. Mit diesem Gedanken segle man direkt mitten in den sozialistischen Zukunftsstaat hinein.

Wie nun demgegenüber — ziemlich verspätet allerdings — der Sekretär des Leipziger Wohnungskongresses, Dr. v. Mangoldt, in Übereinstimmung mit dem Grafen Posadowsky, selber mitteilt, ist es dem letzteren gar nicht eingefallen, eine solche Forderung in seiner Rede auf dem Leipziger Wohnungskongresse aufzustellen, weder mittelbar noch unmittelbar, und es entfallen damit natürlich auch alle hieran geknüpften Folgerungen. Es sei „sehr bedauerlich, daß über einen so hervorragenden und verdienten Staatsmann, wie den Grafen Posadowsky, derartige falsche Behauptungen verbreitet werden".

Durch diese Berichtigung erfährt die programmatische Forderung der Sozialdemokratie, das kapitalistische Privateigentum an Boden aufzuheben und ihn in Gemeineigentum umzuwandeln, keine Beeinträchtigung ihrer unbedingten Berechtigung und ihrer kulturellen Bedeutung. Ehe diese Forderung nicht erfüllt ist, kann von einer gründlichen und befriedigenden Lösung der Wohnungsfrage keine Rede sein.

Antisemitische Mittelstandsfreundschaft.

Die Zeitschrift „Allgemeine Hotel-Rundschau" hatte eine Rundfrage veranstaltet, wie sich die Parteien des Reichstages zur Errichtung von Gastwirtskammern stellen. Der Vorsitzende der Wirtschaftlichen Vereinigung Herr Liebermann v. Sonnenberg hat es auf eine höfliche Anfrage hin für passend erachtet, im Namen seiner Fraktion mitzuteilen,

„. . . daß bekanntlich der „Reichstag in die Ferien gegangen" ist und er es nicht für nötig hält, etwa seine politischen Freunde durch ein Rundschreiben über die Schaffung von Gastwirtekammern zu befragen! Es gibt soviel Leute, die das Bedürfnis haben, über ungelegte Windeier zu gackern, daß Sie nicht in Verlegenheit kommen, auch wenn Sie uns mit solchem Anliegen in Ruhe lassen."

Die „Allgemeinen Hotel-Rundschau" fordert die Wirte auf, überall, wo ein Kandidat der Wirtschaftlichen Vereinigung auftritt, sich dieses Schreibens zu erinnern. — Die Antisemiten machen bekanntlich bei den Wahlen ganz besonders in Mittelstandsfreundschaft.

Klerikal-nationalliberales Wahlbündnis.

Immer wahrscheinlicher wird es, daß sich bei den nächsten allgemeinen Reichstagswahlen die Rechtsnationalliberalen und das Zentrum im rheinisch-westfälischen Industrierevier zu einem Wahlbündnis gegen die Sozialdemokratie zusammenfinden werden. Den nationalliberalen Scharfmachern dünkt das Zentrum ein wesentlich „kleineres Übel" als die verhaßte Sozialdemokratie; und die Zentrumsgrößen jener Wahlkreise lassen keine Gelegenheit vorübergehen, um den nationalliberalen Großindustriellen zu versichern, daß sie zur Unterstützung der nationalliberalen Kandidaten bereit seien, wenn ihnen Gegenseitigkeit garantiert werde. So erklärte erst dieser Tage wieder der Zentrumsabgeordnete Bartscher in einer im Wahlkreise Altena-Iserlohn abgehaltenen Versammlung:

„Eine innere Krisis machen zurzeit die Nationalliberalen durch. Der eine Flügel dieser Partei, die Jungliberalen, unterscheidet sich nicht sonderlich von den Fortschrittlern, sie seien daher auch wie diese zu behandeln. Mit den Altliberalen hingegen verknüpften uns auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet manche Bande. Die Altliberalen könnten wir daher bei Stichwahlen unbedenklich heraushauen, immer vorausgesetzt natürlich, daß Gegenseitigkeit verbürgt sei. Ja, um sogenannte falsche Stichwahlen zu vermeiden, läge unter Umständen die Unterstützung eines Altliberalen gleich im ersten Wahlgange nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Das setze natürlich eine vorzüglich geschulte Wählerschaft voraus, wie sie zum Beispiel die Zentrumspartei im Wahlkreise Altena-Iserlohn aufzuweisen habe."

Noch deutlicher wie Herr Bartscher wird übrigens das offizielle Zentrumsorgan des Kreises, das „Märkische Volksblatt", das am Montag abend schrieb:

„In Hagen-Schwelm hat die Abrechnung mit dem Freisinn bereits greifbare Formen angenommen, indem dort Zentrum, Nationalliberale und Christlich-Soziale in gleicher Schlachtfront gegen den Freisinn marschieren. Außer Hagen-Schwelm, dem Erbe Eugen Richters, gilt es, auch das Erbe Julius Lenzmanns, nämlich Altena-Iserlohn, dem Freisinn zu entreißen. In diesem Kampfe wird das Zentrum mit seinen starken und wohldisziplinierten Truppen seinen Mann schon stellen."

Da das Zentrum auf eine Eroberung des Wahlkreises bei den Parteiverhältnissen im Kreise nicht rechnen kann, so heißt das nichts anderes, als Unterstützung der nationalliberalen Scharfmacher. Herr Bartscher ist selbstverständlich viel zu sehr Zentrumsmann, um ohne jedes Äquivalent, den Nationalliberalen die Zentrumsstimmen von Altena-Iserlohn zuzuführen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß Herr Bartscher dafür von den Nationalliberalen als Gegenleistung ein Landtagsmandat in seinem Heimatkreise Altena-Iserlohn erwartet, da sein gegenwärtiges Mandat in Bochum auf das schwerste gefährdet ist. Dieses Mandat verdankt Herr Bartscher übrigens sozialdemokratischer Stichwahlhilfe.

Es dürfte kaum zweifelhaft sein, daß aus Düsseldorf, Hagen-Schwelm und Altena-Iserlohn noch weitere Kreise in Rheinland-Westfalen folgen werden, in denen eine Verbrüderung der ehemaligen Kultuskämpfer stattfinden wird. — Wenn übrigens die freisinnige Presse jetzt wieder Zeter und Mordio schreit über das Techtelmechtel zwischen Nationalliberalen und Zentrum, so sei daran erinnert, daß die Freisinnigen in den drei Städten des Kreises Altena-Iserlohn, in Iserlohn, Lüdenscheid und Hohenlimburg bei den letzten Stadtverordnetenwahlen ebenfalls mit dem Zentrum kompromißelt haben. Durch dieses Kompromiß ist es dem Zentrum in Iserlohn möglich gewesen, einen Einfluß zu bekommen, den es sonst nie und nimmer erreicht hätte.

Rußland.

Hungerstreik im Gefängnis. Aus Perm wird unter dem 19. Juli gemeldet: „Im Gouvernementsgefängnis hält bereits seit zehn Tagen der Hungerstreik der politischen Gefangenen an, die die Aufhebung verschiedener harter Maßregeln verlangen." — Das Regime in diesem Gefängnis muß schon unerträglich gewesen sein, wenn die politischen Gefangenen zu diesem selbstmörderischen Abwehrmittel gegriffen haben.

Portugal.

Rasche Entwicklung. Als unter dem Beifall des gesamten freiheitlich gesinnten Europas der portugiesische Thronsitzling aus dem Lande gejagt wurde und das Land sich als Republik erklärte, da waren wir nicht einen Augenblick im Zweifel, daß es eine Bourgeoisrepublik sein würde. In der Tat zeigte sich schnell genug, daß die herrschenden „Intellektuellen" das arbeitende Volk als eine nach Gnaden zu belastende und zu besteuernde Masse betrachteten, die für sich kein Recht bedürfe und den „Führern" einfach Folge zu leisten habe. In der Tat wurden einige Arbeiterstreiks, die in den ersten Wochen des neuen Regimes ausbrachen, mit Waffengewalt unterdrückt. Heute meldet eine Depesche aus Lissabon: Die konstituierende Versammlung lehnte mit 78 gegen 76 Stimmen den Paragraphen der Verfassung ab, durch den das Recht auf Ausstand und Aussperrung anerkannt wird. Die Herren Bourgeois wollen eine „Republik" nach ihrem Sinn!

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Mittwoch, den 2. August.

Achtung, Tapezierer! Der Streik ist beendigt. Zuzug ist aber trotzdem streng fernzuhalten, da die sämtlichen im Streik gestandenen Kollegen noch außer Arbeit sind. Der Vorstand.

Dienstbotenverhöhnung. Wenn Dienstherrschaften zusammenkommen, so führen sie „geistreiche" Gespräche über Dienstboten, manche höhere oder niedere Tochter verdient mit diesem Thema durch Artikelschreiben etwas Nadelgeld. Aber diese Artikelchen und Feuilletons erschienen bisher meist in Modeblättchen, wo sie von der Öffentlichkeit unbeachtet blieben. Seit nun eine Dienstbotenbewegung entstanden, hat sich die Unterhaltung über die Dienstboten gründlich geändert. Jetzt plaudern die „Herrschaften" nicht mehr, jetzt schimpfen sie mit den Unternehmern um die Wette auf die begehrlichen, unbotmäßigen Dienstboten. In den bürgerlichen Blättern erscheinen die bekannten hochnäsigen Schimpfartikel, die nur die Wut verraten über das Erwachen der untersten Proletarierschicht. In einem solchen Schmähartikel übt eine vorsichtigerweise anonyme Persönlichkeit ihre Fähigkeiten im Verhöhnen eines Dienstmädchens und deren Organisation. Es zeigt sich hier die gleiche Erscheinung wie im Anfang der Arbeiterbewegung. In lächerlicher Überhebung verhöhnten die Bourgeois die „ungebildeten" Arbeiter, die es wagten, sich ihrem Gängelbande zu entziehen. Sehr bald ist ihnen der Hohn vergangen, an dessen Stelle trat die Wut, der Haß und die maßlose Bekämpfung mit allen Gewaltmitteln:

„Rieke organisiert sich!" also lautet die Überschrift des Lübecker Tageblattartikels, mit dem dieser Tage dessen wenige Leser angeödet wurden. Rieke ist zwar eine Perle von einem Dienstmädchen, aber es ging ihrer „gnädigen" Frau gewaltig wider den Strich, daß Rieke eines Tages den Wunsch äußerte, es auch einmal so gut haben und ins Seebad reisen zu können, weil sie der Erholung doch bedürftiger sei, als ihre Herrschaft. Dem Faß den Boden schlug aber das Verlangen Riekes aus, abends einmal ausgehen zu dürfen, und zwar, o Schreck, zu einem Versammlungsbesuch wollte sie frei haben. Nun fuhr die „Gnädige" wie von einer Tarantel gestochen auf, und von ihrer Macht Gebrauch machend, verbot sie ihrer Perle den Ausgang. Aber damit war die Wißbegierde der „edlen Dame" erweckt; sie wollte wissen, in was für eine Versammlung „ihr Mädchen" wollte. Sie ging selbst hin und versucht nun die Versammlung zu schildern, in der eine Dienstbotenorganisation gegründet werden soll. Dies geschieht so:

Bis gegen 10 Uhr saßen wir alle da, als ob wir auf den Pastor warteten, und nur eine quergestellte längliche Tafel verriet, daß sich drei Damen, ein Herr und ein Backfisch als Vorstand fühlten. Der Backfisch, der erschienen war, um die soziale Frage aufs heftigste zu lösen, trug schöne durchbrochene Strümpfe und einen fußfreien Rock. So saßen wir. Die erwartungsvolle Stille wurde nur belebt durch häufige Explosivgeräusche, die an das Entkorken von Sektflaschen erinnerten. Es war aber man bloß Limonade.

Um 10 Uhr aber erhob sich das schmale, unwahrscheinlich dünne und fast durchsichtige Fräulein am Vorstandstisch, dessen Zwicker bereits die überragende Intelligenz hatte ahnen lassen, und begann „Meine verehrten Damen!" Wie gesagt: in einer Dienstbotenversammlung. Der Mädchen Würde war in ihren Mund gegeben und sie gebrauchte sie. Und nun rezitierte sie ziemlich frei aus dem Kopfe, aber doch nicht, ohne einigemal das untergelegte Konzept zu benutzen, die Programmrede, die sie in heißen Tagen und sicherlich auch mit heißem Bemühen aufgesetzt hatte. Die „schroffen Gegensätze zwischen Herrschaft und Personal" soll der neue Verband beseitigen, und zu diesem Zweck werden Treffpunkte eingerichtet werden, an denen die Dienstmädchen sich ihren Groll von der Seele reden sollen. Der „Verband" wird dann zwischen den Mädchen und den Herrschaften vermitteln.

Die ganze Sache hatte knapp eine Stunde gedauert. Nun aber begann der zweite größere Teil dieses denkwürdigen Abends. In einem Nebensaal fand eine kleine Varietevorstellung statt, zu der die Dienstmädchen entboten wurden. Auch eine Kaffeetafel und etwas Tanz wurde ihnen in Aussicht gestellt. Welches Mädchen hüpft nicht gern einmal herum, nachdem der Verband gegründet ist?

So amüsant sich die Hundstagskomödie auch ausnahm für den Draußenstehenden, so ging ich doch mit dem Gefühl der Empörung nach Hause. Mir taten die armen dummen Mädchen leid, die sich solcher Führung anvertraut hatten und denen nun das „Hausblatt" blüht. Nur mit Betrübnis kann der Chronist konstatieren, daß eine solche Karikatur von sozialer Fürsorge heutzutage noch mitten in der Reichshauptstadt möglich ist und daß sich die Unfähigkeit in Person als Organisator aufspielt.

Aber unsre gute Rieke sorgte dafür, daß ich auch an diesem Abend das Lachen nicht verlernte. Sie war schon zu Bett gegangen, das sie sicher nicht ohne Protest bestiegen hatte. Auf dem Küchentisch aber fand ich das Konzept zu einem Telegramm. Das lautete so: „Durch launenhaffte Gewalt meiner herschaft verhintert zu komen sende herzlichen Grus und winsche grosen Erfolg. Die tirannai der herschaft muß gebrochen werden. Bin mit ganzer seele bei euch, ihr

Leidensschwestern. Der Tag der Vergeltung naht. Ich liege schon zu bett und darf nich ausgehen. Melde mich hiermit als lebenslengliches mitglid an. Eure Rieke Schönputz."

Eine solche Verhöhnung der Dienstboten nimmt das freisinnige „Lübecker Tageblatt" auf. Aber schon schreitet die Dienstbotenbewegung rüstig vorwärts und sie wird sich sehr bald denselben Respekt verschafft haben, wie die große organisierte Arbeiterschaft.

Achtung, Gewerkschaftskassierer! Der Kassierer des Gewerkschaftskartells und des Arbeitersekretariats wird am Donnerstag, dem 3. und Freitag, dem 4. August abends von 8 Uhr an zur Entgegennahme der Beiträge im Gewerkschaftshaus anwesend sein.

Die Situation der streikenden Gärtner und Gartenarbeiter der Firma Behrens verbessert sich von Tag zu Tag. Während am Montag noch einige Frauen und Knaben, letztere zum Teil ohne Vorwissen ihrer Eltern arbeiteten, stellten auch diese am Dienstag morgen die Arbeiten ein. Dadurch ist Herr Behrens nun doch in arge Verlegenheit geraten. Zwar wird alles mobil gemacht, was Hände hat; so müssen die Töchter des Herrn Behrens jetzt die Rosen pinsieren (die jungen Triebe, die Knospen ansetzen, stützen, damit die Rosen spät im Herbst blühen). Das Dienstmädchen muß beim Veredeln helfen. Auch gibt es menschenfreundliche Handwerker, die ihre Kinder Herrn Behrens als Streikbrecher zur Verfügung stellen, so der Stellmacher Dahmke, Moisling. Daß Herr Behrens die Bewegung nicht so leicht nimmt, wie er sich am Anfang den Anschein zu geben suchte, geht wohl am besten daraus hervor, daß Herr Behrens einem Streikenden gegenüber erklärte: „Sie wollen mir wohl mein ganzes Geschäft ruinieren; was wollen Sie denn? Ich bezahle doch, was gefordert wurde; Sie sind doch endgültig entlassen und haben keine Ansprüche mehr." Herr Behrens scheint also so naiv zu sein, daß er glaubt, wenn er den zwei stehengebliebenen Leuten den geforderten Lohn zahlt, dann sei die Sache erledigt. Ohne diese beiden Stehengebliebenen wäre die Bewegung bereits beendet. Der eine, namens Dose, erklärte am Montag, die Streikenden müßten besser aufpassen, daß die Moislinger Schulkinder nicht arbeiten, dann könnten sie selbst auch nichts machen. Man sieht also, der gute Mann weiß sehr gut, worauf es ankommt; er erwartet von den Streikenden, daß sie die Kinder von der Arbeit abhalten; er erwartet auch, daß die Kinder selbst so vernünftig sind und die Arbeit einstellen, aber er selbst kann sich nicht dazu aufschwingen mit seinen Arbeitskollegen Solidarität zu üben. Er sucht sein Verhalten damit zu entschuldigen, daß er am 21. ds. Monats eine vierwöchige Übung bei den Harburger Pionieren absolvieren muß. Der andere, Rückman mit Namen, hat es „nicht nötig", mehr zu verdienen. Er scheint dabei ganz vergessen zu haben, daß es doch was anderes ist, wenn man sich mit seiner Hände Arbeit durchs Leben schlagen muß, als wenn man sich nur bei Muttern an den gedeckten Tisch zu setzen braucht. Auf Vorhalt erklärte er naiv, wenn bei der Bewegung ein höherer Lohn erzielt würde, er diesen ganz gern annehme. Nun, an der Lübecker und in erster Linie an der Moislinger Arbeiterschaft liegt es, durch Fernhalten der Frauen und Kinder von der Firma Behrens uns in diesem Kampfe gegen die rückständigsten Elemente zu unterstützen, und uns in der Beseitigung solcher vorsintflutlicher Verhältnisse, wie sie in der Gärtnerei noch vielfach herrschen, tatkräftig zu unterstützen. Tue ein jeder seine Pflicht.

Wegen Mißhandlung ihres eigenen Kindes wurden gestern die Eheleute E. vom hiesigen Schöffengericht zu einer Gefängnisstrafe von je 5 Monaten verurteilt. Die Angeklagten sollen seit mehr als Jahresfrist ihre jetzt 4jährige vorehelich geborene Tochter mit einer Peitsche derartig mißhandelt haben, daß es häufig blutunterlaufene Stellen im Gesicht und am ganzen Körper aufwies und abmagerte. Während das Ehepaar behauptete, ihre Tochter sei häufig ungezogen und die ihr verabfolgte Züchtigung nicht übermäßig gewesen, lauteten die Zeugenaussagen für die Angeklagten so ungünstig, daß das Gericht auf obige Strafe erkannte.

pb. **Fahrraddiebstahl und kein Ende.** Heute morgen zwischen 4 und 5½ Uhr ist vom Flur des Hauses Schwartauer Allee 13 b ein Fahrrad Marke „Triumph" „Johann Meyers Schnell" mit schwarzem Gestell, ebensolchen Felgen, Freilauf, Rücktrittbremse, nach unten gebogener Lenkstange, dunkelgelben Sattel, runder Glocke ohne Verzierung, der vom Polizeiamt gelieferten Erkennungsnummer 14846, der Fabriknummer 179483, schwarzen Zelluloid-Griffen und schwarzen Schutzblechen abhandengekommen und vermutlich gestohlen worden. — Am 1. ds. Mts. in der Zeit von 1½ bis 3 Uhr nachmittags ist vom Flur des Hauses Breite Straße 39 ein noch gut erhaltenes Fahrrad abhandengekommen und vermutlich gestohlen worden. Das Rad hatte schwarzes Gestell, ebensolche Felgen, ein wenig nach oben gebogene Lenkstange, Freilauf und Rücktrittbremse, Marke „Granate", und vom Polizeiamt gelieferte Erkennungsnummer 14513. Das vordere Schutzblech, sowie die vordere Bremse fehlt.

pb. **Verlorener Ring.** Am Sonntag, dem 30. v. Mts. ist in Travemünde ein goldener Herrenring mit einem Opal und der Inschrift M. K. 24. 12. 09. verloren gegangen. Es dürfte eine Fundunterschlagung vorliegen.

Schiffsliste für billige Briefe nach den Vereinigten Staaten von Amerika (10 Pfg. für je 20 Gramm): „George Washington" ab Bremen 5. August, „Kronprinzessin Cecilie" ab Bremen 8. August, „Prinz Friedrich Wilhelm" ab Bremen 12. August, „Kaiser Wilhelm der Große" ab Bremen 15. August, „Kaiserin Auguste Victoria" ab Hamburg 17. August, „Kaiser Wilhelm II." ab Bremen 22. August, „Cleveland" ab Hamburg 24. August, „Berlin" ab Bremen 26. August, „Kronprinz Wilhelm" ab Bremen 29. August, „George Washington" ab Bremen 2. September. Postschluß nach Ankunft der Frühzüge. Alle diese Schiffe außer „Cleveland" sind Schnelldampfer oder solche, die für eine bestimmte Zeit vor dem Abgang die schnellste Beförderungsgelegenheit bieten. Es empfiehlt sich, die Briefe mit einem Leitvermerk wie „direkter Weg" oder „über Bremen oder Hamburg" zu versehen. Die Portoermäßigung erstreckt sich nur auf Briefe, nicht auch auf Postkarten, Drucksachen usw. und gilt nur für Briefe nach den Vereinigten Staaten von Amerika, nicht auch nach anderen Gebieten Amerikas, z. B. Kanada.

Wissenschaftliche Luftballons. Wie die Internationale Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt mitteilt, finden am Donnerstag, den 3. August, in den Morgenstunden internationale wissenschaftliche Ballonaufstiege statt. Es steigen Drachen, bemannte oder unbemannte Ballons in den meisten Hauptstädten Europas auf. Der Finder eines jeden unbemannten Ballons erhält eine Belohnung, wenn er der jedem Ballon beigegebenen Instruktion gemäß den Ballon und die Instrumente sorgfältig birgt und an die angegebene Adresse sofort telegraphisch Nachricht sendet.

Doppel-Badeanstalt Falkenwiese. Die Temperatur betrug am 1. August, morgens 6 Uhr: Wasser 23, Luft 20; morgens 10 Uhr: Wasser 23½, Luft 25; mittags 12 Uhr: Wasser 24, Luft 26; abends 6 Uhr: Wasser 24½, Luft 26 Grad Celsius. Zahl der Badenden: etwa 2500 männliche (darunter — Klasse mit — Schülern) und 2000 weibliche Personen.

Steinkohlenladungen werden von drei großen Dampfern „L. H. Carl", „Broompark" und „Björn" in den nächsten Tagen für die Firma Possehl und Bernhöft und Wilde von England nach hier überbracht werden.

Wie stellt sich die Bevölkerung Lübecks zu der am 1. August eingetretenen Milchverteuerung?

Über dieses außerordentlich wichtige Thema wird morgen, Donnerstag abend, im Gewerkschaftshause in einer

großen Volksversammlung

Genosse **Dr. Schlomer** referieren.

Es gilt, **ein neues agrarisches Attentat auf die Taschen der Konsumenten** abzuwehren.

Darum muß **der Besuch der Versammlung ein massenhafter** sein!

Stadthallen-Theater. Man schreibt uns: Donnerstag ist nochmals „Don Cesar" mit Herrn Fritz Redwitz in der Titelpartie. Byrons „Manfred" wird am Freitag wiederholt, sicherlich findet die glänzende Darbietung in einem vollen Hause den wohlverdienten Lohn, weitere Aufführungen sind ausgeschlossen. Für die volkstümliche Vorstellung am Sonnabend, jeder Platz 50 Pfg., ist letztmalig „Die Haubenlerche" in Aussicht genommen.

Stockelsdorf. Feuer. Das Arbeiterwohnhaus auf Bohnrader Hof, bewohnt von vier Arbeiterfamilien wurde am Sonnabend kurz vor 6 Uhr ein Raub der Flammen. Einer der dort Wohnenden war nicht versichert, doch hat man dessen Sachen gerettet.

* **Schwartau-Rensefeld.** Eine imposante Kundgebung gegen die Milchpreiserhöhung und die weitere Volksauspowerung war die gestrige Volks-Versammlung, die vom Gewerkschaftskartell einberufen war. Mit scharfen Worten verurteilte der Genosse Leu das Gebaren der Bündler, das einer Überrumpelung der Milchkonsumenten gleichkomme. Das Publikum sei einfach vor die Alternative gestellt, die teure Milch zu kaufen, ohne daß es Abwehrmaßregeln ergreifen könne. Die organisierte Arbeiterschaft würde sich das aber nicht gefallen lassen. Die Viehseuche und die Trockenheit gebe ihnen nun den Vorwand, die längst gewünschte Preiserhöhung eintreten zu lassen. Die Holländer und Milchhändler, die im Vorjahre den Aufschlag nicht nehmen wollten, haben sich den Agrariern zugesellt. Dafür bekommen sie die Milch noch ein viertel Jahr zum alten Einkaufspreis. Der Arbeiterhaushalt werde sowieso durch die Zollpolitik aufs äußerste belastet, durch die Milchverteuerung noch mehr. Dadurch bedingt wird ein geringerer Konsum der Milch zum Schaden der Volksgesundheit und Volksernährung. Alle sozialpolitischen Maßnahmen, die dem Volke jährlich Millionen kosten, würden durch eine solche Wucherpolitik der Agrarier wieder hinfällig. Der Aufschlag sollte ein bleibender sein, sonst würde in der Annonce zur Beruhigung des Publikums doch unbedingt darauf hingewiesen sein, daß, sobald die Seuche und Trockenheit vorüber sei, der Aufschlag wieder fallen würde. Der Arbeiter könne sich dagegen schützen, indem er den Milchkonsum eine Zeitlang auf das mindeste beschränken würde, und anderenteils Mitglied der Konsumgenossenschaft würde, die preisregulierend wirke, und drittens die sozialdemokratische Partei unterstütze. Der Referent empfahl die Annahme einer Resolution im Sinne vorstehender Ausführungen. In der Diskussion empfahl der Meiereibesitzer, Herr Eitel, die Ablehnung der Resolution, weil seine Pachtverträge etwas anderes besagten, bezüglich der Ausführungen des Referenten. Der Verdienst sei nur minimal und die Milch knapp. Der Genosse R. Giese empfahl die Annahme der Resolution, denn dadurch sei vor einem Jahre auch der Bieraufschlag in den meisten Fällen wieder zurückgezogen.

Der Genosse Leu sagte im Schlußwort, daß die Knappheit der Milch im Fürstentum auch durch den starken Verkehr in den Kur- und Badeörtern in jedem Sommer zu verzeichnen sei. Die Vorlegung der Pachtverträge seitens des Herrn Eitels besagten nichts. Die Agrarier und Lieferanten hätten durch die Zollerhöhung, durch die Sperrung der Grenze, durch die Liebesgabenpolitik ungeheure Vorteile auf Kosten der Konsumenten gewonnen, sodaß sie diesen vorübergehenden Ausfall viel leichter tragen können als die Arbeiter. Richtig wäre es nicht, die Allgemeinheit dafür bluten zu lassen. Im andern Falle wollten die Bündler ja auch nichts davon wissen, daß die Allgemeinheit den Arbeiter durch eine Arbeitslosenversicherung über die Zeit der Arbeitslosigkeit hinweg helfe, hat doch einer ihrer Vertreter im Reichstage behauptet, das sei eine Prämie auf die Faulheit der Arbeiter. Wenn die Arbeiter zusammenständen und nach der Resolution handelten, dann müßten die Händler ebenso wie in Neumünster bald den alten Preis wieder nehmen. Unter lautem Beifall wurde die Resolution von den zirka 350 Versammelten einstimmig angenommen. Damit ist der Milchboykott in Schwartau-Rensefeld perfekt. Nun liegt es an den Arbeitern und Arbeiterfrauen, den Kampf wirksam durchzuführen. Kondensierte Milch als Ersatz ist im Konsumverein sowie den einschlägigen Geschäften zu haben.

Secretz. Eine gut besuchte öffentliche Protestversammlung gegen die Milchverteuerung fand hier statt. Die Genossin Leu-Schwartau wies nach, daß den Agrariern die Maul- und Klauenseuche und ebenfalls der Futtermangel eine willkommene Gelegenheit sei, die langersehnte Milchverteuerung vorzunehmen. Nicht vorübergehend, sondern dauernd wollen sie die Milchpreise steigern. Die Vortragende forderte die Versammelten auf, eine Resolution anzunehmen, welche die Verpflichtung enthielt, den Milchverbrauch auf das Allernotwendigste zu beschränken, um dadurch die Produzenten zu zwingen, den alten Preis wiederherzustellen. Die Versammlung beschloß einstimmig demgemäß.

Neumünster. Ein entsetzlicher Unglücksfall ereignete sich am Montag nachmittag auf der benachbarten Feldmark Wittorf. Beim Mähen von Roggen gingen dort dem Hufner H. Pingel die Pferde durch. Dabei wurden dem Bedauernswerten durch die Maschine beide Beine abgeschnitten. Pingel wurde in bewußtlosem Zustande dem städtischen Krankenhause zugeführt.

Flensburg. „Bessere" Erpresser. Vor der Strafkammer standen Montag der jetzt in Kiel wohnhafte Versicherungsinspektor Stephan Henning und dessen Ehefrau wegen versuchter Erpressung. H. wollte von seiner Frau erfahren haben, daß diese in einem intimen Verhältnis zu einem Kandidaten der Theologie, jetzigen Pfarrer in Mitteldeutschland, gestanden habe, und zwar als 14jähriges Mädchen. Dieses veranlaßte ihn, im Februar v. J. (nach 17 Jahren) an den Geistlichen — dieser ist inzwischen mit der Tochter eines Oberbürgermeisters verheiratet — zu schreiben und ihn um Hergabe von 6000 Mk. zu ersuchen! Der Geistliche sagte zu und verpflichtete sich, halbjährlich 800 Mark zu zahlen und sandte auch schließlich auf Drängen der Frau mit einem Male 2000 Mk. Als ihm die Zuschriften des H. aber schließlich zu dreist wurden, dieser auch in Eingaben an das Konsistorium die Amtsentsetzung des Pastors forderte, übergab der Pfarrer die Angelegenheit der Staatsanwaltschaft. Der Geistliche bekundete übrigens, daß ein unziemlicher Verkehr zwischen ihm und der Angeklagten nicht stattgefunden habe und weiter bestritt er entschieden, ein Darlehn von dem Vater der Angeklagten über 2800 Mk. erhalten zu haben. Das Gericht verurteilte Hennings zu 1 Jahr Gefängnis und nahm ihn sofort fest, die Frau kam mit 3 Monaten Gefängnis davon. — Das Marinekriegsgericht verurteilte den bereits mehrfach vorbestraften Matrosen Niemann vom Linienschiff Württemberg wegen wiederholten und schweren Diebstahls, Begünstigung und Beihilfe zu 4 Jahren Gefängnis und Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes. Drei Mitangeklagte erhielten wegen Diebstahls und Begünstigung Gefängnisstrafen von 8 Monaten, 7 Wochen und 2 Monaten.

Hamburg. Der Kampf im Hamburger Holzgewerbe. Wir berichteten schon vor einiger Zeit, daß infolge des Starrsinns des Arbeitgeberschutzverbandes der Holzindustrie viele Unternehmer von der eingeschlagenen Taktik nichts mehr wissen wollten und sich daher zu einem selbständigen Verein zusammengeschlossen hätten. Nachdem diese Neugründung erfolgt war, trat der Verein an den Holzarbeiterverband mit der Frage heran, ob letzterer bereit sei, in Vertragsverhandlungen mit ihm einzutreten. Das hat der Holzarbeiterverband getan, sodaß am 28. Juli in den beiderseitigen Versammlungen über die stattgefundenen Verhandlungen Bericht erstattet werden konnte. Dieselben sind insoweit von Erfolg gewesen, als den Versammlungen ein in seinen Einzelheiten fertiggestellter Vertrag nebst Regulativ eines paritätischen Arbeitsnachweises unterbreitet werden konnte. Der Vertrag enthält die sofortige 8½stündige Arbeitszeit, einen im Laufe der Vertragsdauer erreichten Mindestlohn von 80 Pfg. für Parkettleger, 75 Pfg. für Bauanschläger und 65 Pfg. für Bau- und Möbeltischler, Drechsler, Beizer, Polierer und Maschinenarbeiter. Die bestehenden Löhne steigen in dreimaligen Raten um je 2 Pfg. Die Akkordtarife der Spezialfabriken, Bautischler und Bauanschläger sind einer der veränderten Arbeitsweise entsprechenden Neugestaltung und Verbesserung unterzogen worden. Der Arbeitsnachweis wird auch in Zukunft obligatorisch sein und von beiden Parteien zu gleichen Teilen unterhalten und verwaltet werden. — Die Arbeitgeber sowohl wie der Holzarbeiterverband nahmen die Vereinbarungen an, die offizielle Unterzeichnung ist noch am selben Abend erfolgt. Damit ist in diesem ebenso interessanten wie schwierigen Kampfe eine entscheidende Wendung erfolgt. Vorläufig ist es zwar erst der kleinere Teil der Arbeitgeber, der den mächtigen Befehlshabern von Geldsacksgnaden im Schutzverbandslager Trotz zu bieten wagte. Die Kampfbetriebe tun immer noch so, als ob sie bis zum jüngsten Tage kämpfen wollten, und es sind auch in Wirklichkeit noch über 1500 Mitglieder des Holzarbeiterverbandes im Kampfe. Es ist zwar zu erwarten, daß nunmehr im Unternehmerlager ein Umschwung der Stimmung eintreten wird, aber bis das tatsächlich der Fall ist, kann keine Rede davon sein, daß der Zuzug der auswärtigen Arbeiter nach Hamburg erfolgen darf. Es gilt immer noch, den Schutzverband zu besiegen, und dazu bedarf es nach wie vor der äußersten Pflichterfüllung aller Holzarbeiter, denn sie alle sind an dem Ausgange dieses Kampfes in hohem Maße interessiert. Die dringendste Vorbedingung bleibt darum auch jetzt noch: Haltet den Zuzug fern!

Hamburg. Sozialdemokraten und Soldaten. In der letzten Sitzung des Kriegsgerichts der 17. Division (Hamburg) hatten sich die Musketiere Jetschart und Petersen sowie der Gefreite Dittmann vom Regiment „Hamburg" wegen des fluchwürdigen Verbrechens, an einem sozialdemokratischen Pfingstvergnügen teilgenommen zu haben, zu verantworten. Eine solche Beteiligung verstößt im Militärstaat Deutschland nicht nur gegen einen Korpsbefehl, sondern es soll dadurch auch die Gefahr eines erheblichen militärischen Nachteils verursacht worden sein. Der Anklage liegt folgendes zugrunde: In der freien „Republik" Hamburg hält die Polizei nicht allein die Streikposten in Räson, sondern sie läßt auch — allerdings heimlich — von geheimen Polizisten die Pfingstvergnügungen der Sozialdemokratie überwachen. Dem „Geheimen" Ziegler fiel in dem Festzuge der Sozis die große Zahl der uniformierten Teilnehmer auf, die auch das Festlokal betreten hätten. Herr Ziegler meldete also dieses Vergehen am Allerheiligsten und hatte auch die Genugtuung, die drei von den vielen Soldaten, die mitten mang den Roten gewesen sein sollen, auf die Anklagebank gebracht zu sehen. Die Angeklagten D. und P., deren Führung als tadellos bezeichnet wird, erklärten, den Charakter der festlichen Veranstaltung nicht gekannt zu haben, wie sie auch nur vorübergehend im Lokale gewesen seien, während J., der vor seiner Militärzeit dem Metallarbeiterverbande angehört hat, aussagte, er sei abends zufällig in das erwähnte Lokal gekommen, was von Zeugen bestätigt wurde. Der Ankläger äußerte seine sittliche Entrüstung über die Anwesenheit so vieler Militärpersonen auf einer sozialdemokratischen Feier, welche Erscheinung er als eine Schmach für das Militär bezeichnete. J. müsse wegen Beweismangels freigesprochen werden, dagegen beantrage er gegen die beiden anderen wegen fahrlässigen Ungehorsams je zwei Monate Gefängnis. Das Gericht erkannte gegen J. antragsgemäß auf Freisprechung, verurteilte aber die beiden anderen „Übeltäter" wegen bewußten Ungehorsams zu je zehn Tagen Mittelarrest. Der bewußte Ungehorsam soll nämlich darin liegen, daß beide, als sie ihren Irrtum gewahr wurden, noch ein Töpfchen Bier tranken, anstatt sofort aus dem Lokal zu laufen.

Wandsbek. Großfeuer. In der Nacht zum Dienstag ist die Lackfabrik Stormarn, Inhaber Langschmidt, total niedergebrannt. Das Feuer ist zwar lokalisiert, aber das Fabrikationsmaterial gibt einen intensiven Feuerherd ab, der noch längere Zeit brennen wird. Deshalb wurde die Hamburger Feuerwehr um Beistand geheten.

Harburg. Waldbrand. Montag nachmittag kurz nach 2 Uhr entstand bei Jesteburg ein Waldbrand, der viele Morgen des Bauernforstes zerstörte. Er näherte sich dem Dorfe Itzenbüttel, wo vier Wohnhäuser eingeäschert wurden. Auch im königlichen Forst Kleckerwald wurden einige Jagen zerstört. Dann gelang es, dem Feuer vor einem Wege Halt zu gebieten. Die Feuerwehren aus der Nachbarschaft waren vollständig zur Stelle, stellenweise, besonders in Itzenbüttel,

fehlte es jedoch an Wasser. Das Feuer soll durch Unvorsichtigkeit einiger Touristen entstanden sein, die nach Entstehen des Brandes entliefen.

Lüneburg. Heide- und Waldbrand. Seit gestern morgen wütet in den Forsten von Gifkendorf, Vastorf und Wendisch-Evern ein gewaltiger Heide- und Waldbrand, der das Dorf Wendisch-Evern ernstlich bedroht. Es sind bereits umfangreiche Strecken Wald und Heide abgebrannt. Drei Eskadrons der 16. Dragoner und die Feuerwehren der Umgegend sind zur Hilfeleistung am Brandplatz. Mittags um 2 Uhr rückte auch ein großer Teil der Lüneburger Feuerwehr zur Löschhilfe nach Wendisch-Evern ab. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß der Brand auch auf Deutsch-Evern übergreift. Es besteht noch keine Aussicht, daß dem Brand bald Einhalt getan wird.

Uelzen. Feuersbrunst. Das Nachbardorf Boitzen steht in Flammen. Bisher sind zwölf Häuser abgebrannt, das Feuer wütet weiter.

Wilhelmsburg. Aussperrung auf dem Wilhelmsburger Palminwerk. Auf dem Palminwerk in Wilhelmsburg wurden gestern plötzlich sämtliche Arbeiter und Arbeiterinnen ausgesperrt, obwohl Verhandlungen, die schon seit einiger Zeit zwischen der Direktion und der Leitung des Fabrikarbeiterverbandes gepflogen wurden, zu den besten Hoffnungen berechtigten, daß an Stelle des gekündigten Tarifs ein neues, beide Teile befriedigendes Tarifabkommen zustande kommen würde. Einstweilen ist Zuzug fernzuhalten.

Geestemünde. Beim Baden ertrunken. Montag abend ertrank in einem Teiche der siebzehnjährige Sohn der Witwe Wendblank von hier beim Baden.

Vegesack. Beim Baden sind hier und in der Umgegend Sonntag mehrere Personen ertrunken. Am Lemwerder Groden ertrank ein Elektrotechniker des Bremer Vulkan, in Blumenthal ein Knabe, in Rönnebeck ein junger polnischer Arbeiter, in Grohn ein 18jähriger Lehrling und in der Grambker Brake ein verheirateter Schlosser.

Schwerin. Große Defraudationen. Der Rechner des Marnitzer Darlehnskassenvereins Erbpächter Wulf wurde in einer Mergelgrube ertrunken aufgefunden. Es scheint Selbstmord vorzuliegen. In der Kasse wurde ein Fehlbetrag von 45000 Mark entdeckt.

Rostock. Die mecklenburgische Verfassungsfrage. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin empfing am Montag in Rostock die auf dem ritterschaftlichen Konvent am 13. Juli erwählte Deputation. Nach Entgegennahme der auf dem Konvent gefaßten Beschlüsse eröffnete der Großherzog den Deputierten nachstehendes: „Er glaube in dem Vorgehen der Ritterschaft den Wunsch erblicken zu sollen, ihrerseits zu einer Verständigung über die Verfassungsfrage beizutragen. Ohne auf die Einzelheiten des von der Ritterschaft gefaßten, ihm soeben überreichten Beschlusses einzugehen, müsse er doch darauf hinweisen, daß derselbe sich im wesentlichen mit den Vorschlägen decke, die bereits bei den kommissarisch-deputatischen Verhandlungen des letzten Landtages gemacht wurden, die aber schwerwiegenden Bedenken begegneten. Er nehme jedoch an, daß durch den Beschluß der Ritterschaft nur eine Grundlage für weitere Verhandlungen geboten werden solle, sodaß für die Frage Raum bleibe, ob es möglich sei, durch eine Modifikation der Vorschläge den bezeichneten Bedenken Rechnung zu tragen. Von dieser Annahme aus sei er bereit, die Prüfung der Vorschläge zu veranlassen. — Die Beschlüsse des ritterschaftlichen Konvents, die eine Grundlage für weitere Verhandlungen nach Meinung des Großherzogs sind, bedeuten in Wirklichkeit nichts als eine Verhöhnung der werktätigen Volksschichten Mecklenburgs.

Arbeiter, meidet den Schnaps!

Mit jedem Gläschen, das ihr trinkt, verleiht ihr dem Staat und der herrschenden Gesellschaft Mittel zu eurer Knechtung und, was noch schlimmer ist,

ihr betrügt euch selbst.

Jeder Alkoholgenuß ist eine Steuerzahlung!

Statt ihre eigenen Organisationen zu fördern, unterstützen die Arbeiter durch ihren Alkoholverbrauch den Staat, der sie unterdrückt und der Kapitalistenklasse dient. Sie führen einen Kampf gegen den Militarismus und den Marinismus und ernähren ihn doch selbst durch ihren Alkoholgenuß. Niemand zwingt sie dazu, kein Gebot und keine Not, aber sie tun es dennoch, schmieden ihre eignen Fesseln binden sich den Geist und binden sich die Hände, liefern sich ihren Klassengegnern aus durch den Alkoholgenuß!

Darum, nicht nur im Interesse des leiblichen Wohles des einzelnen, sondern vor allem im Interesse der kämpfenden Klasse, fordern wir Einschränkung des Alkoholgenusses Das ist der Sinn der auf dem Parteitag gefaßten Resolution.

Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete" und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Löwigt, für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stelling, Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Lübeck.

Zu sofort oder später **Kottwitzstraße mehrere Drei- und Zweizimmerwohnungen** zu vermieten. Näheres Kottwitzstraße 38, pt., r.

Zu vermieten: **Eine Flügelwohnung** zum 1. Oktober Untertrave 7.

Restaurant Waldhütte
Luisenstraße 49 und Glashüttenweg 6.
Zimmer zu vermieten mit u. ohne Pension.
Mittagstisch 60 Pfennig.
Heinrich Havemann.

Gewerkschaftshaus
Lübeck, Johannisstraße 50-52
ff. gepflegte Biere.
Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit.
ff. Mittagstisch ff. von 12—2 Uhr, 65 Pfg.

Gut erhalt. Kinderwagen zu kaufen gesucht. Ang. m. Pr. u. **KK** Exp.

Fahrrad mit Freilf. u. Rücktrittbr. Preis 43 Mk. Wakenitzmauer 31.

Eine junge Milchziege zu verkaufen
Schildt, Torneiweg.

Genossen,
hierdurch mache ich die Mitteilung, daß ich mit der Amerikanischen Reparatur-Werkstatt **in der Königstraße**
nichts zu tun habe.
Nur bei mir erhalten Sie, wie bekannt, Ihre Uhren gut und billig repariert.
Neue Feder 1.– Mk.
Neue Welle 1.– Mk.
Uhr reinigen 1.– Mk.
2 Jahre Garantie.
F. Bartelmann
Hüxstraße 71.

Bungeschen Speise-Essig ist anerkannt der beste.
Nur echt mit dem Etikett der Firma. Alleinige Fabrikanten:
H. L. Wiegels, vorm. I. C. Bunge, G.m.b.H.

Von Friedr. Gerstäckers gesammelten Werken
empfehlen wir allen Lesern einer guten Unterhaltungslektüre nachbenannte Romane und Erzählungen
Im Busch. Regulatoren in Arkansas. Streif- und Jagdzüge in Nordamerika. Gold, kalifornische Erzählung. Im Eckfenster. General Franco. Unter dem Aequator. Die Kolonie, brasilianisches Lebensbild. Der Kunstreiter. Flußpiraten des Mississippi. Aus zwei Weltteilen u. a. m.
Sämtliche Bände sind schön gebunden und illustriert zu dem billigen Preis von nur Mk. 1.30 pro Band durch unsere Buchhandlung zu beziehen.
Friedr. Meyer & Comp.
Johannisstraße 46.

Carl Folkers
Möbelmagazin
25 Marlesgrube 25.
Vollst. Wohnungseinrichtungen.
Selbstgefertigte Arbeiten.
Größte Auswahl. Billigste Preise. Weitgehendste Garantie.
Zimmereinricht. stets vorrätig.
Lieferung frei Haus auf eigenem Möbelwagen.
: Teilzahlung gestattet :
Bei Barzahlung Rabatt.
Gebe rote Lubeca-Rabattmarken.

Prima Hartkoks
vom Hochofenwerk Lübeck liefert billigst frei Haus
Ernst Niset, Schlutup.

Zauberflöte.
Die fidele Oberlandler Kapelle vom letzten Volksfest **„Die lustigen Bayern"** sind jetzt da. **Juhu! Juhu!**
Anfang 7½ Uhr. Eintritt frei.
Ludwig Kock.

Stadthallentheater.
Donnerstag 8 Uhr. 55. Ab.-Vorst.
Gastspiel Fritz Redwitz.
Zum letzten Male.
Don Cesar.
Operette in 3 Akten von Dellinger.
Freitag: **Manfred.**
Sonnabend: **Haubenlerche.**
Sonntag: **Girofle-Girofla.**

Zentral-Verband der Zimmerer Deutschl.
Zahlstelle Lübeck.

Mitglieder-Versammlung
am Donnerstag, dem 3. August 1911
abends 8¼ Uhr
im Gewerkschaftshaus, Johannisst. 50-52.
Tagesordnung:
1. Beitragserhöhung. 2. Wahl eines Kolporteurs.
Wegen der stattfindenden Volksversammlung beginnt die Versammlung präzise. Um recht zahlreiches Erscheinen ersucht
Der Vorstand.

Große öffentliche
Volksversammlung
am Donnerstag, dem 3. August, abends 8½ Uhr
im großen Saale des Gewerkschaftshauses, Johannisstr.

Tages-Ordnung:

1. Wie stellt sich die Bevölkerung Lübecks zu der am 1. August eingetretenen Milchverteuerung? Referent: **Dr. Schlomer,** Lübeck.

2. Freie Diskussion.

Einwohner Lübecks! Erscheint in Massen in dieser Versammlung!

Die Kartell-Kommission.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 178. Mittwoch, den 2. August 1911. 18. Jahrg.

Der Leidensweg einer Invalidenrentnerin.

Regierung und Reichstag haben bei der Beratung der Reichsversicherungsordnung den Antrag der Sozialdemokraten abgelehnt, Invalidenrente schon dann zu gewähren, wenn die Erwerbsfähigkeit um die Hälfte (50 Prozent) herabgesetzt ist. Man wird auch in Zukunft das grausame Spiel sehen, daß abgerackerte Arbeiter die Rente nicht erhalten, weil sie auf dem „allgemeinen Arbeitsmarkte" noch für ein Drittel erwerbsfähig erachtet werden. Die Bevölkerung ist der Ansicht, daß man „mehr tot als lebendig" sein müsse, um Invalidenrente zu erhalten. Ein bitterer Hohn, der aber nur zu berechtigt ist.

Obwohl die Beträge der Invalidenrente nur geringfügig sind, kann die Gewährung der Rente in andern Fällen segensreich wirken. Aber wie der Segen der Invalidenrente durch ein Kleben am Buchstaben und letzten Endes durch das Gesetz selbst in sein Gegenteil umschlägt, beweist ein Fall der Frau S., dessen ergreifende Schilderung wir der reußischen „Tribüne" in Gera entnehmen, mit unerbittlicher Deutlichkeit.

Frau S. hatte in einer Streichholzfabrik des Thüringer Waldes gearbeitet. Im Jahre 1895 hatte sich bei ihr eine Phosphornekrose (Vergiftung) des Unterkiefers bemerkbar gemacht. Der Unterkiefer wurde nach und nach völlig zerfressen und mußte schließlich operativ entfernt werden. Das damals 20jährige Mädchen wurde furchtbar entstellt; der Anblick wirkt, ehe man sich daran gewöhnt hat, abschreckend. Die Folge des Fehlens des Unterkiefers war, daß Frau S. nicht gut kauen und verdauen konnte und Unterernährung eintrat. Bis in das Jahr 1906 hinein hat sie aber noch gearbeitet, allerdings nicht mehr in der Streichholz-, sondern in einer Tabakfabrik. Im Herbst des Jahres 1906 wurde sie erwerbsunfähig, trat in ärztliche Behandlung und beantragte Invalidenrente. Der behandelnde Arzt stellte „Unterernährung infolge Mangels des Unterkiefers und Schwächezustände" fest, erklärte die Frau vom 1. Oktober 1906 ab für dauernd erwerbsunfähig und fügte hinzu: Bei diesen traurigen Verhältnissen sei an eine Besserung nicht zu denken.

Nun erhielt aber die Frau die Rente noch lange nicht. Der Vertrauensarzt der Thüringischen Landes-Versicherungsanstalt empfahl erst einmal ein Heilverfahren. Der behandelnde Arzt erklärte: Von einer Kräftigung verspreche er sich „bei den Lebensverhältnissen der Frau keinen Erfolg." Trotzdem wurde das Heilverfahren eingeleitet, und zwar eine Gewaltkur, eine „Mastkur", wie sich der Vertrauensarzt ausdrückte. Die Erkrankte wurde nun im Frühjahr 1907 sechs Wochen lang in einer Anstalt behandelt. Der „Erfolg" war derart, daß die untere Verwaltungsbehörde begutachtete, daß dauernde Erwerbsunfähigkeit vorliege. Der Vorstand der Versicherungsanstalt beabsichtigte aber trotzdem, die Rente nicht zu bewilligen. Der Arzt der Anstalt hatte nämlich stolz bescheinigt: Der Erfolg der Kur sei ein durchaus befriedigender. Die allgemeine Körperkonstitution habe sich gekräftigt und gestärkt, und auch die Schwächezustände seien beseitigt. Es bestehe wieder Erwerbsfähigkeit im Sinne des J.-V.-G. Am 20. März 1907 war es also einfach großartig. Aber am 15. Juni 1907 schrieb der behandelnde Arzt an die Thüringische Landesversicherungsanstalt ironisch: „Der Unterzeichnete hat Frau S. nach ihrer Rückkehr aus . . . . bis heute nicht gesehen, kann aber nur seiner Freude über die aus Blatt 21 der Akten ersichtliche Gewichtszunahme ausdrücken. Bei dem heute erfolgten Besuche der Frau S. war von einer Kräftigung und Gewichtszunahme derselben nichts mehr zu bemerken. Frau S. ist dasselbe saft- und kraftlose Weib, wie es vor zirka einem Jahre war, und das unheimlich Entstellende in ihrem Gesicht tritt noch schärfer hervor. Daß der Erfolg ein solcher sein würde, hat mich nicht überrascht."

Weiter führte der Arzt mit bemerkenswertem Verständnis den maßgebenden Personen vor Augen, warum sich der Ernährungszustand der Frau für absehbare Zeit nicht bessern könne, und nun endlich — fast ein Jahr nach dem Eintritt der Erwerbsunfähigkeit — wurde die Rente bewilligt.

Nun folgt aber der Tragödie zweiter Teil. Drei Jahre blieb Frau S. unbehelligt im Genusse der Rente. Sie hatte auch in der Tabakfabrik wieder Arbeit angenommen, erhielt etwa 9.50 Mk. Wochenlohn, dazu die Rente, und konnte sich eine verhältnismäßig gute Ernährung leisten. Nun hob sich ihr Ernährungszustand langsam, und im Herbst des Jahres 1909 war sie für den Vorstand der Versicherungsanstalt — reif zur Entziehung der Rente. Der behandelnde Arzt kämpfte mit durchschlagenden Gründen dagegen an. Er bemerkte u. a.: „Es ist zu konstatieren, daß der Ernährungszustand sich im Gegensatz zum früheren Befunde nicht unerheblich gebessert hat. Ich führe diese Besserung auf einen erhöhten Verdienst zurück, der der Verstümmelten gestattet, die Speisen sorgfältiger auszuwählen und zuzubereiten . . . Die Erwerbstätigkeit hat sich tatsächlich gehoben, doch trage ich Bedenken, dem Fortfall der Rente schon jetzt zuzustimmen, um nicht einen durch die Rente erzielten Erfolg zu vernichten und sein Wachstum zu unterbinden. Eine Nachuntersuchung in der angemessenen Zeit von einem Jahre wird über das Bleibende ein Urteil gestatten."

Auch die untere Verwaltungsbehörde begutachtete einstimmig, ihr die Rente vorläufig noch weiter zu belassen, um den erzielten Erfolg nicht gleich wieder in Frage zu stellen.

Die von dem behandelnden Arzt und der unteren Verwaltungsbehörde übereinstimmend geltend gemachten gewichtigen Gründe verschlugen aber nicht. Der Vertrauensarzt der Versicherungsanstalt dekretierte kurz und bündig: „Der Ernährungszustand hat sich gehoben und damit die Arbeitsfähigkeit. Erwerbsverminderung unter ein Drittel besteht nicht mehr."

Die Rente wurde der Frau im Mai 1910 entzogen. Es wurde Berufung eingelegt, die aber keinen Erfolg hatte. Nun mußte sich Frau S. vergleichsweise mit der Entziehung der Rente zum 31. August 1910 einverstanden erklären.

Man wird kaum fehlgehen in der Annahme, daß die Erwerbsfähigkeit der Frau nur von kurzer Dauer sein wird. Wenn das aber am grünen Holze der als human anerkannten Thüringischen Landesversicherungsanstalt passiert, dann kann man sich einen Begriff davon machen, wie es am dürren Holze anderer Versicherungsanstalten aussehen mag.

Der Geist macht lebendig, aber der Buchstabe tötet.

Aus der Partei.

Die Kriegervereine, eine Gefahr für die „öffentliche Sicherheit". In Kinten (Kr. Heydekrug) sollte eine öffentliche Versammlung unter freiem Himmel stattfinden. Auf das Gesuch um Genehmigung der Versammlung lief vom Amtsvorsteher in Kinten folgende Antwort ein:

„Ihrem Antrage vom 27. d. Mts. auf Erteilung der Genehmigung zur Abhaltung einer öffentlichen Versammlung politischen Charakters am Sonntag, den 13. August cr. unter freiem Himmel und zwar auf dem Gehöft des Zimmermanns David Sudmann in Kinten wird nicht stattgegeben.

An diesem Tage findet in Kinten das Fest des Kreiskriegerverbandes statt. Zu dieser patriotischen Feier strömt eine außergewöhnliche Anzahl von Personen herbei. Durch die Abhaltung Ihrer Versammlung wird eine große Gefahr für die öffentliche Sicherheit befürchtet.

(Unterschrift.)"

Wahrscheinlich befürchtet der Amtsvorsteher von Kinten der seine Pappenheimer kennen wird, daß eine Anzahl patriotisch besuselter Kriegervereinler über die friedlichen, sozialdemokratischen Versammlungsbesucher herfallen könnten. Denn an jedem andern Tage scheint er doch die Abhaltung der Versammlung gestatten zu wollen.

Die sozialdemokratische Partei Sachsen-Altenburgs hielt am 29. und 30. Juli ihren 21. Parteitag in Eisenberg ab. Der vom Landesvorstand erstattete Jahresbericht weist einen erfreulichen Fortschritt auf. Die Zahl der organisierten Parteigenossen stieg im Berichtsjahre 1910/11 von 4914 auf 5757. Die Zahl der weiblichen Parteimitglieder steigerte sich von 628 auf 747. Das Parteiorgan, die Altenburger Volkszeitung, vermehrte seine Abonnentenzahl von 6818 auf 7745. Die Zahl der sozialdemokratischen Gemeindevertreter stieg 142 auf 154. Die Gesamteinnahme der Partei betrug 19 572 Mk., die Ausgaben 18 130 Mk. Die Zahl der Organisationen beträgt 36. Zum ersten Male hatte neben dem Landesvorstand auch die Landtagsfraktion einen schriftlichen Bericht erstattet. Es wurde beschlossen, daß in Zukunft die Berichte des Landesvorstandes, der Landtagsfraktion und der Geschäftsbericht der Altenburger Volkszeitung 3 Wochen vor dem Parteitage als Beilage der Volkszeitung zur allgemeinen Kenntnis gebracht werden sollen. Zur besseren Betreibung der Agitation wurde beschlossen, die Landtagswahlkreise als Agitationsbezirke einzurichten. Zur Betreibung der Agitation in diesen Bezirken ist ein Bezirksausschuß von 3 Personen zu wählen, unter denen sich der Landtagsabgeordnete des Kreises zu befinden hat. Der Landtagsfraktion wurde in einer Resolution für ihr tatkräftiges Auftreten im Landtage die Anerkennung des Parteitages ausgedrückt. Zum deutschen Parteitag in Jena wurde die Genossin Eichler aus Eisenberg und Genosse Redakteur Dickreiter-Altenburg gewählt.

Soziales.

Eine Poliklinik der Stuttgarter Ortskrankenkassen. Die Direktion der über 100 000 Mitglieder zählenden Stuttgarter Ortskrankenkassen hat die Einrichtung einer zahnärztlichen Poliklinik beschlossen. Sie hatte bisher im Jahre durchschnittlich 30 000 Mk. für zahnärztliche Bemühungen ausgegeben, würde aber jetzt mit einer jährlichen Ausgabe von 100 000 Mk. zu rechnen haben. Die Poliklinik wird mit 10 bis 12 praktischen Zahnärzten besetzt sein; eine angegliederte technische Abteilung, welche ganz der Neuzeit entsprechend (unter anderem mit Röntgenapparat ausgestattet wird, soll sich mit der Anfertigung technischer Arbeiten (Gebissen usw.) befassen. Die Poliklinik, welche in Süddeutschland einzig in ihrer Art sein wird, wird am 1. Oktbr. eröffnet.

Gewerkschaftsbewegung.

Die erste Jahreshauptversammlung der gelben Werkvereine. Das Scharfmacherblatt „Die Post" berichtet in Nr. 354 über die erste Jahresversammlung des Bundes der deutschen Werkvereine, die am 29. und 30. Juli in Dresden tagte. Wenn die „Post" der Meinung Ausdruck gibt, daß diese Art gelber Organisationen überall im Reiche im kräftigen Vormarsch begriffen sei, so ist das ein Zeichen löblicher Bescheidenheit. Nach dem Berichte der „Post" selbst vertraten die 155 Delegierten, die in Dresden versammelt waren, ganze 66 620 Mitglieder. Zieht man in Betracht, daß diese Vereine ihre Existenz fast ausschließlich der Gewaltpolitik einiger Berliner, rheinischer und süddeutscher Großindustriellen verdanken, daß also zahlreiche Mitglieder um ihrer Existenz willen nur gezwungen den Werkvereinen angehören, so muß man das Resultat scharfmacherischen Mühens geradezu kläglich nennen. Von irgendwelcher nennenswerten Tätigkeit zugunsten ihrer Mitglieder kann bei diesen Organisationen schon um deswillen keine Rede sein, als ihr zum guten Teil aus Aufwendungen der Unternehmer zusammengesetztes Vermögen im Gegensatz zu den freien Gewerkschaften außerordentlich niedrig ist. Es beläuft sich, was

Kraft.

Roman von Fritz Mauthner.

(8. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

An die Königl. Staatsanschaft in Berlin.

Berlin, den 25. März 1888.

„Der ergebenst Unterfertigte erfüllt seine Pflicht als Rechtsfreund zum letztenmal, indem er der Königl. Staatsanwaltschaft die Eröffnung macht, er habe vor wenigen Stunden in einer Lage, die er dem Urteil nicht auseinandersetzen kann, in einer Notlage" — hinter Notlage waren die Worte „in einer Kollision zwischen Ehre und Menschlichkeit" durchstrichen — „in einer Zwangslage einen" — wieder war hier das Wort „Mord" durchstrichen — „Totschlag ausgeführt. Der ergebenst Unterfertigte darf über die Motive seiner Tat keine Auskunft geben und wird daher, wenn diese Zeilen der Behörde vorliegen bereits . . ."

Montag, d. 26.

„Es ist vielleicht notwendig und darum möglich, daß ich das Henkeramt an mir selbst plötzlich vollziehe, noch bevor ich die Form gefunden und einen Bericht abgestattet habe, dann aber muß unter meinen Papieren ein Geständnis gefunden werden. Ich will also vorläufig hier aufzeichnen, was ich getan habe, und was ich darüber denke. Die Königl. Staatsanwaltschaft wird ersucht diese Blätter in diesem Falle so anzusehen, als ob meine Aussage auf Ehrenwort gemacht wäre.

„Ich habe den Journalisten von Zerpen nicht gemordet, es war unbedingt ein Totschlag. Über die Motive der Tat versage ich jede Auskunft, und würde sie auch verweigern, wenn ich verhaftet würde. Nichts in der Welt könnte mich zwingen, zu sprechen. Ich habe gemordet, damit Zerpen schweige. Er war ein Halunke. Meinen Freund, der den Zusammenhang errät, beschwöre ich hiermit durch die Öffentlichkeit, im Namen unserer Freundschaft ebenfalls zu schweigen gegen jedermann, auch gegen ihn. Es war ein Totschlag.

„Auf mein tiefstes Gewissen hin horchte ich und ich weiß, es war vielleicht nicht einmal ein Totschlag. Wenige Minuten vor der Tat dachte ich an den Zerpen so wenig wie an irgend ein wildes Tier. Dann stieg aus Gründen plötzlich der Wunsch in mir auf, Herr von Zerpen möchte doch tot hinsinken. Auch die Phantasie, ihn auf der Stelle umzubringen, auf der Stelle ohne Überlegung, wie man nach einem Hund schlägt, der beißen will. Also die Indizien des Totschlags. Als ich es aber tat, als ich ihn mit einem einzigen Schlage niederstreckte — ich mache die Königl. Staatsanwaltschaft darauf aufmerksam, daß der Schlag einen gesunden, kräftigen Menschen kaum betäubt, gewiß aber nicht schwer verletzt hätte. Ja mir selber könnte ich mein Wort darauf geben, ich habe im Augenblick der Tat nichts gedacht und nichts gewollt. Ein Baum, der fällt, und einen Menschen trifft, denkt und will nicht mehr, als ich dabei gedacht und gewollt habe.

„Ich habe nachher — dazwischen lag aber eine lange Zeit von fünf Minuten oder einer Stunde, ich weiß nicht — ich habe nachher allerhand getan, um auf falsche Fährte zu lenken. Die Uhr habe ich ihm fortgenommen. Das habe ich mit voller Überlegung und aus Furcht getan. Furcht empfinde ich seit jener Stunde. Ich habe diese Furcht anfangs für Reue gehalten. Reue empfinde ich nicht. Es ist gut, daß ich mit mir ein Ende mache. Nicht weil ich einen Totschlag begangen habe. Nein, nur darum, weil ich offenbar an moralischem Irrsinn leide. Ich habe, was immer ich auch reden mag, einen Menschen umgebracht und empfinde keine Reue."

Dienstag, den 27. März.

„Heute nacht habe ich von ihm geträumt. Er sah mich mit seinen widerwärtigen Augen an und nahm den Hut ab. Es überkam mich wie ein Schüttelfrost, und ich wachte auf. Ich war froh, denn nun sah ich, daß ich doch auch ein Gewissen habe. Aber es ist nicht wahr. Es war nur der Ekel vor dem grauenhaften Anblick, der nachwirkte. So wie ich wach wurde, konnte ich wieder ruhig denken, und Reue empfinde ich nicht. Es ist ein Fall von moralischem Irrsinn, wie er kaum noch beobachtet worden ist. So was kann man nur an sich selbst genau feststellen. Ich weiß allein, daß ich Pflichtgefühl habe, eher mehr als der Durchschnitt. Ich weiß, daß ich keusch gelebt habe in meiner Jugend, wie keiner meiner Bekannten, daß ich nach wenigen Jahren eines mäßigen Leichtsinns wieder lebe, fast wie im Zölibat. Ich habe meines Wissens keine Laster, habe auch schwerlich welche ererbt. Meine arme, gute Mutter! Gottlob sie ist tot. Meine . . ."

Nachts.

„Ich habe Furcht vor der Entdeckung. Die Leiche hat man also gefunden. Nicht der leiseste Anhaltspunkt, der auf meine Spur führen könnte. Nicht der leiseste. Wenn nur der Kutscher sich nicht meldet."

Van Tenius fuhr auf und griff nach einer Schere. Er schnitt die letzte Zeile heraus, die, wo der Kutscher erwähnt war, und verbrannte sie sofort an der Lampe. Dann blieb er eine Weile nachdenklich sitzen, als ob ihn das brennende Papier an etwas erinnert hätte. Endlich zündete er sich eine Zigarre an, und las alles noch einmal durch, ob vielleicht noch eine andere verräterische Stelle zu finden wäre. Dann las er weiter.

„Furcht also habe ich. Ganz gemeine Todesangst. Oder vielmehr, da ich weiß, das ich nicht zum Tode verurteilt würde, die noch gemeinere Furcht vor den Konsequenzen einer Tat, die ich nicht wollte, als ich sie vollführte, die ich aber jetzt trotz meiner Furcht will, gewollt habe, möchte, noch einmal täte, will.

Und doch auch Furcht vor der Schande. So dazustehen, von Kollegen und Richtern so weiter mit Achtung behandelt werden, mit Auszeichnung, und morgen vielleicht in die illustrierten Blätter zu kommen. Das könnte einem das Gewerbe eines Mörders verleiden.

„Innerlich, so ganz innerlich, wenn ich mich vor den Spiegel setze und mich anglotze, und mir sage: So also sieht so einer aus! und dann mein altes dummes ehrpußliches Gesicht sehen. Innerlich ist nicht viel von Schande. Nur eines, Henker bin ich gewesen. Henker ohne Auftrag. Schlimmer noch. Einen tollen Hund habe ich niedergemacht. Herr Gott im Himmel, hätt mir das kein anderer abnehmen können! Du vor allem, du hast Blitze und hast alles, und du hast mich zum Schinder werden lassen!

„Ich erkläre ausdrücklich, daß ich nicht etwa ein gläubiges Gemüt geworden bin und die Schuld auf den lieben Gott abwälzen will. Es ist nur so ein natürliches Gefühl, daß ich die Verantwortung nicht allein tragen möchte".

den 28. nachts.

„Also richtig, das Aufsehen ist da. Im Anwaltszimmer wird von nichts anderem geredet, und saubere Geschichten bekomme ich über ihn zu hören. Nicht ein dummer armer Teufel ist dieser Zerpen gewesen, der etwa in der Not einmal den Erpresser spielte, nein, ein gewerbsmäßiger Schuft sondergleichen, ein Hund.

„Philosophisch ist das gerade nicht von mir. Ich kann keine Reue fühlen, weil mir von Stunde zu Stunde deutlicher die Unverantwortlichkeit und Unfreiheit des menschlichen Willens aufgeht. Auf dem Gericht, bei jeder Verhandlung, ich höre jetzt nichts anderes als Unfreiheit und Unverantwortlichkeit. Dann war also auch Zerpen kein Schuft, sondern unfrei und unverantwortlich. Aber vielleicht doch ein Schuft. Seiner Anlage nach wie ein Tiger, nein, also wie eine Hyäne, die nach verfaultem Fleische gräbt.

die „Post“ bescheidenerweise verschweigt, auf etwas über 7 Mk. pro Mitglied; die jährlichen Einnahmen stellten sich auf gut 9 Mk. Es muß noch bemerkt werden, daß zu den 66 620 Mitgliedern noch eine Anzahl jugendlicher Zwangsmitglieder gehören, denn es heißt in dem Berichte der „Post“: „Um auch die Arbeiterjugend in noch größerem Umfange als bisher für die Werkvereinsbewegung zu gewinnen und ihr den Umweg durch die Sozialdemokratie und die gewerkschaftlichen Kampfesorganisationen zu ersparen, wurde beschlossen, die Arbeit zur Gewinnung und Pflege der Jugend in den einzelnen Werkvereinen planmäßig in die Hand zu nehmen. Jeder Werkverein soll dahin streben, eine eigene Jugendabteilung zu gründen.“ — Die Jugendfürsorge wird die gelben Werkvereine um so weniger auf den grünen Zweig bringen, als diese sogar unter den entschiedensten Gegnern der Sozialdemokratie im übelsten Rufe stehen. Schrieb doch die antisemitische Zeitung „Das Reich“ am 14. Juli 1910: „Diese gelbe Bewegung stagniert trotz der sehr reichlichen Zuschüsse, die die Großindustriellen dafür ausgeben, und gegen die Sozialdemokratie nützt sie rein garnichts, derweilen eine solche charakterlose Bewegung keine Persönlichkeiten erzieht, sondern Mammonsseelen, die dahin laufen, wo ihnen der meiste materielle Vorteil winkt.“ — Sobald die jugendlichen Gelben frei werden, schütteln sie die „Segnungen“ der derart qualifizierten gelben Vereine von sich ab und gehen dahin, wohin sie gehören: in die freien Gewerkschaften!

Material zur Zuchthausvorlage. Das Kartell der bayrischen Arbeitgeberverbände hat an die Mitglieder des Verbandes süddeutscher Textilarbeitgeber nachstehendes Schreiben versandt:

„Schutzverband der in Bayern tätigen
Arbeitgeberverbände.

Augsburg, 26. Juli 1911.

Der Verband bayrischer Metallindustrieller teilt mit, daß die Lohnbewegung in der Nürnberger Blechspielwaren- und Metallwarenindustrie dahin geführt habe, daß am 24. Juli bei 10 dem Verbande bayrischer Metallindustrieller angeschlossenen Firmen die Arbeiterschaft in den Ausstand trat, trotzdem die Verhandlungen mit den Arbeitern noch im Gange waren. Die Forderungen der Arbeiter bezwecken in der Hauptsache Herabsetzung der Arbeitszeit von 56 auf 55 Stunden, Einführung gestaffelter Einstellungslöhne, Mitwirkung bei Festsetzung der Akkorde. Eine Kontrolle der ausgetretenen Leute auf Grund von Namen und Listen ist vorläufig nicht möglich.

Unter Bezugnahme auf § 1 des Kartellvertrages ersuchen wir, aus der Nürnberger Metall- und Blechwaren-Industrie kommende Arbeiter bis auf weiteres nicht einzustellen.

Verband Süddeutscher Textilarbeitgeber.“

Der Passus „Eine Kontrolle der ausgetretenen Leute auf Grund von Namen und Listen ist vorläufig nicht möglich“, läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß das bisher nicht mögliche schleunigst nachgeholt wird, um die Aushungerung vollständig zu machen. Und dabei sind es gerade diese Arbeitgeber, die am lautesten über den Terrorismus der Arbeiter und nach einem Zuchthausgesetz schreien!

Hafenarbeiterstreik in London. Viertausend Hafenarbeiter und 1500 Kohlenträger sind auf der Themse in den Ausstand getreten. Die von dem Ausstand betroffenen Firmen beherrschen, wie das „W. T. B.“ berichtet, tatsächlich die gesamte Schiffskohlen-Industrie der Themse und umfassen fast alle ersten Schiffsfirmen. Die Arbeiter weigern sich, die Arbeit aufzunehmen, bis die Unternehmer die Gewähr leisten, daß sie das am letzten Donnerstag erzielte Abkommen einhalten werden.

Aus dem Gerichtssaal.

Ein Oberstleutnant als Betrüger. Der Oberstleutnant z. D. Ludwig Strietzel beim Generalkommando des 1. Armeekorps in München wurde vom Kriegsgericht der ersten Division wegen mehrere Fälle Betruges und versuchten Betruges zu fünf Jahren Gefängnis und Entfernung aus dem Heere verurteilt.

Aus Nah und Fern.

Zwei Berliner Gymnasialoberlehrer in Warnemünde ertrunken. Gestern nachmittag um 4 Uhr hat sich ein schweres Bootsunglück ereignet, dem drei blühende Menschenleben zum Opfer gefallen sind. Der Gymnasialdirektor Ruchhöft aus Kottbus mit seiner Tochter, der Gymnasialoberlehrer Professor Dr. Mie mit seiner Tochter und Schwägerin aus Berlin-Halensee, sowie Oberlehrer Dr. Rensch aus Berlin ließen sich von dem Ingenieur Ohlerich aus Warnemünde in einer Halbjolle auf die See hinaussegeln. Das verhältnismäßig kleine, mit sieben Personen besetzte Boot kenterte infolge des starken böigen Windes hundert Meter von der Westmole entfernt und alle Insassen stürzten ins Wasser. Dem in der Nähe liegenden Maschinistenanwärter Weidlich und dem Fischer Harms gelang es mit ihren Booten, vier der im Wasser Treibenden zu retten. Dagegen ertranken: Gymnasialdirektor Ruchhöft, Professor Dr. Mie und Dr. Rensch. Die Ertrunkenen sind sämtlich aus Rostock gebürtig und verbrachten alljährlich ihren Urlaub in Warnemünde. Lotsen sind sofort an die Unfallstelle abgegangen, doch war ihr Bemühen, die Leichen zu bergen, bisher erfolglos. In Warnemünde ruft der Unfall allgemeine Teilnahme hervor.

Sieben Kinder durch Wespenstiche verletzt. Berliner Blätter berichten: Durch einen ungewöhnlichen Vorfall sind Montag nachmittag sieben Kinder verletzt worden. Im Schöneberger Stadtpark stöberten mehrere Knaben ein großes Wespennest auf. Die Kinder stachen mit einem langen Stock in das Nest, als plötzlich Tausende von Wespen hervorkamen und sich wütend auf die Ruhestörer stürzten. Die Kinder waren im Augenblick von Hunderten der gereizten Insekten bedeckt. Schreiend und vor Schmerz halb betäubt, warfen sie sich zu Boden. Einige Passanten eilten hinzu, die die Kinder mit ihren Kleidungsstücken bedeckten und durch Aufwerfen von Sand und Lehm die Wespen zu verscheuchen suchten. Besonders schwer verletzt wurde das 1½ jährige Mädchen Anna Feuer. Man brachte die verletzten Kinder zu einem in der Nähe wohnenden Arzt. Der Zustand der kleinen F. war jedoch bereits so bedenklich, daß das Mädchen im Automobil nach dem Schöneberger Krankenhaus geschafft werden mußte, wo es hoffnungslos daniederliegt. Die übrigen Verletzten, sechs Knaben, die zum Teil 20 bis 30 Stiche erhielten, werden in den elterlichen Wohnungen behandelt. Die Schöneberger Feuerwehr entsandte mehrere Beamte mit Rauchhelmen und Schutzhandschuhen, die das Nest mit Petroleum füllten und den nach Tausenden zählenden Wespenschwarm vernichteten.

Ein Arzt über Simulation. Der „Frankfurter Volksstimme“ wird von einem Arzt geschrieben: Gleichzeitig mit den Zeitungsberichten über die Mißhandlung eines hysterischen Soldaten durch seinen Hauptmann, der ihn auf Grund fünffacher militärärztlicher Gutachten für einen Simulanten gehalten hatte, las ich im „März“ die „unmaßgeblichen Äußerungen“ eines Arztes zum Stuttgarter Arztetag, worin das alte Klagelied von der durch die soziale Versicherung großgezogenen Simulation des Kassenpublikums angestimmt wird. Dabei fiel mir, wie immer, wenn ich das Wort Simulation höre, jener Simplizissimuswitz ein, der die Sucht, hinter allem, wovon sich unsere ärztliche Weisheit nichts träumen läßt, Verstellung zu wittern, mit blutigem Hohn geißelt: Dem Oberlazarettgehilfen wird der Tod des Gemeinen Huber gemeldet: „Das ist sein Glück“, ruft der Mann aus, „grad heute hat ihn der Herr Oberstabsarzt wegen Simulation einsperren wollen.“ Es scheint, daß sich in unserm Stand viele Oberstabsärzte eingenistet haben, in deren Köpfen sich der Begriff des Kassenpatienten unlöslich mit der Vorstellung des Simulanten verquickt hat. Die Gefahr, die dadurch für die Kranken nicht nur, sondern auch für das Ansehen unseres Standes heraufbeschworen wird, erscheint mir nachgerade größer als die Aufzucht der Simulation durch die Kassengesetzgebung. Wir rächen uns für die Unzulänglichkeit unseres Wissens am Kassenpatienten und gedenken nicht des wahren Wortes des alten Praktikers, daß die Zahl der Simulanten eines Arztes im umgekehrten Verhältnis zu seinem Wissen und Können steht.

Wenn das Arbeiter gewesen wären . . . Den Studenten in Jena ist untersagt worden, auf dem Marktplatz Kneipereien zu veranstalten. Die „Säuglinge der Wissenschaft“ haben auf dieses Verbot mit Ausschreitungen ernstester Art geantwortet. Das „Jenaer Volksblatt“ berichtet darüber: „In der vergangenen Nacht kam es auf dem Marktplatze zu so groben studentischen Ausschreitungen, daß sich ein starkes Polizeiaufgebot als machtlos erwies; gütliche Ermahnungen fruchteten nichts, und so wurden als Hauptkrakeeler etwa 8—10 Studenten festgenommen. Es würde zu weit führen, alle Vorkommnisse aufzuzählen; eine Flut von Anzeigen ist die Folge der gröblichen Ausschreitungen, die bis in den hellen Morgen hinein andauerten und die Anwohner zu einer Nachtruhe nicht kommen ließen. Jedenfalls läßt es tief blicken, daß die Polizei zu der außergewöhnlichen Maßregel griff, die Schließung aller Marktlokale anzuordnen, soweit die betreffenden Wirte nicht schon vorher die Pforten geschlossen hatten. Nach der Schließung erhob sich ein furchtbarer Skandal, stürmisch wurde gegen die „Beschränkung der akademischen Freiheit“ protestiert, und selbst der Wirt einer bekannten Weinkneipe weigerte sich beharrlich, der polizeilichen Anordnung Folge zu leisten. Die Ausschreitungen werden voraussichtlich üble Folgen nach sich ziehen. Erst am hellen Morgen verstummte der gegen den Polizeichef, zweiter Bürgermeister Dr. Müller gerichtete Schlachtruf der Widerspenstigen: „Das müßt ein schlechter Müller sein, dem niemals fiel das Wandern ein!“

Schrecklich. In Gladbeck stürzte die Frau eines Bergmanns aus dem Fenster auf einen Gartenzaun und wurde buchstäblich aufgespießt. Der Tod trat auf der Stelle ein.

Ertrunken. Aus Molde wird gemeldet: Der Torpedomatrose Rudolf Nieckel von S. M. S. „Nassau“ ist Montag nachmittag beim Baden ertrunken. Die Beerdigung fand am Dienstag statt.

Schwere Unglücksfälle. Auf entsetzliche Weise ist gestern früh in dem benachbarten Dorstfeld die Ehefrau des Schlächtermeisters Friedrich Langhoff zu Tode gekommen. Infolge Schadhaftigkeit des Flurbelages brach dieser durch als die Frau ihn betrat. Frau Langhoff fiel in eine darunter befindliche Abortgrube und kam darin elendig um. Eine Schwester der Frau, die krank zu Bette lag, versuchte der Unglücklichen zu Hilfe zu kommen, fiel aber ebenfalls in die Grube und liegt jetzt in höchst bedenklichem Zustande danieder. — In Ickern fiel das achtjährige Söhnchen eines Schlossers in die Emscher. Der Vater des Knaben sprang dem Kinde nach. Er büßte aber ebenfalls sein Leben ein.

Vier Personen ertrunken. Nach einem Telegramm aus Belgrad waren zwei serbische Bäuerinnen mit ihren Kindern, einem sechsjährigen Knaben und einem vier Jahre alten Mädchen, in der Ressawa, einem Nebenfluß der Morawa, baden gegangen. Die Kinder verloren den Grund unter den Füßen und ertranken mit den ihnen zu Hilfe eilenden Müttern. Hinzueilende Männer konnten nur noch die vier Leichen bergen.

Früh krümmt sich . . . Aus Paris wird gemeldet: Zwei zwölfjährige Mädchen, die gestern in die Villa des Staatsanwalts Abord von Toulon gemeinsam einen verwegenen Einbruch verübten, wurden dabei ergriffen; sie hatten bereits Schmucksachen im Werte von 2000 Franks an sich gebracht.

Schwerer Unfall bei einer Flugvorführung. Der Schweizer Flieger Wyß, der in Valence (Departement Drome) einen Aufstieg machte, flog beim Start gegen die Tribüne. Zwei Zuschauer wurden verletzt, während der Flieger keinen Schaden erlitt. Kurz darauf stürzte die Tribüne ein, wobei zehn Personen verletzt wurden.

Bergarbeiterlos. In der Grube von Lanelly stürzte eine Mauer ein und begrub sechs Arbeiter unter sich. Drei waren auf der Stelle tot, während die drei übrigen schwerverletzt unter den Trümmern hervorgezogen wurden.

Schlechter Kuchen. In Beziers und Umgebung, Dep. Herault, erkrankten 40 Personen an Vergiftungserscheinungen nach dem Genuß von Kuchen aus einer Zuckerbäckerei Gegen deren Inhaber ist eine Untersuchung ingeleitet worden.

Ein brennendes Irrenhaus. Aus Hamilton, einer der größten Städte der kanadischen Provinz Ontario, kommt die Nachricht von einer furchtbaren Brandkatastrophe. Das große Irrenhaus, das in der Nähe der Stadt in den Bergen gelegen ist, brannte bis auf die Grundmauern nieder, von den 600 Insassen fanden **mehr als 20 den Tod.** Bisher sind acht Leichen aus den Trümmern geborgen worden, es ist jedoch noch sicher, daß eine große Anzahl verbrannter Leichen auf der Brandstätte liegen. Die Feuerwehr der Stadt Hamilton leistete heroische Arbeit, doch waren ihre Anstrengungen vergeblich, da die Anstalt hoch in den Bergen liegt und der Zugang zu den brennenden Gebäuden außerordentlich schwierig war. — Ein besonders gefahrvolles Stück war die Rettung der 75 gemeingefährlichen Tobsüchtigen, die im fünften Stock des Anstaltsgebäudes untergebracht waren. Die Feuerwehr spannte Rettungsnetze aus und die Wärter wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie die Tobsüchtigen einzeln packten und aus dem Fenster in die Sprungtücher warfen. Es war eine schreckenserregende Szene, als die Wärter und Feuerwehrleute auf diese Weise wenigstens einen Teil der Kranken, die wie die wilden Tiere heulten, retten konnten.

„Ich habe heute morgen Schopenhauers Abhandlung wieder gelesen. Seit meiner Studienzeit nicht. Ich fand im Exemplar Bleistiftstriche von früher. Ausrufungszeichen! Die Unfreiheit des Willens hat mir also schon damals eingeleuchtet; selbstlos, rein wissenschaftlich, bevor ich noch ein Mörder war und Furcht hatte vor der Verantwortung.“

Donnerstag.

„Ich komme von Marianne. Reue habe ich überhaupt noch nicht empfunden und jetzt ist mir, als ob ich höchstens eine Kröte zertreten hätte, die ihr in den Weg sprang und sie erschreckte. Ein Musterbeispiel für die Kausalität alles Geschehens. Irgendwo am Äquator steigen aus verwickelten Ursachen heiße Dünste auf. Durch irgend welche Luftströmungen gelangt die Wärme in unsern Breitegrad. Wir haben notwendig einen warmen Märztag. Marianne will deshalb notwendig den Wagen offen haben. Notwendigerweise muß ich darum den Kerl niederschlagen. Wer muß dafür hingerichtet werden? Die Sonne des Äquators.

„Warum aber mußte der Kerl gerade unsern Weg kreuzen? Eine müßige Frage. Das ist ja das Blödsinnige an der Kausalität alles Geschehens, daß ein Windhauch von irgendwoher stärker werden kann als Felsenmassen von unendlichem Gewicht. Der Kerl ist eben von irgend einer andern blödsinnigen Notwendigkeit uns über den Weg gelegt worden. Er mußte zerquetscht werden. Milliarden von unsichtbaren kleinen Organismen werden täglich von stärkeren vernichtet im Kampf ums Dasein. War der Kerl denn mehr wert als eine Raupe oder ein Infusionstierchen? Und wenn er mehr wert gewesen wäre . . . Wie lächerlich. Wert! Wer ist denn der Weltschatzmeister, der die Organismen gegeneinander abzuschätzen vermöchte? Ich nicht. Der Staat auch nicht. Der Pfaff auch nicht. Wert! Mein werter Herr, Sie waren ein Lump. Meine werteste Laus, mein wertester Braten. Lächerlich! Ob eine Taube geschlachtet wird, damit ich sie esse, ob ein Floh geknickt wird, damit er nicht steche, ob eine Kröte zertreten wird, damit Marianne nicht erschrecke, es ist alles einerlei. In Australien essen die Menschenfresser ihre Feinde nicht allein aus Gourmandise, sondern um die Kraft der Feinde zu erben, und sich nachher der eigenen Stärke zu freuen. So habe ich den Kerl gefressen. Ich wer der Stärkere und ich bin noch stärker geworden. Und für dich, Marianne will ich mich stählen, will ein Häuptling werden der Menschenfresser. Denn ich liebe dich, Marianne.“

Van Tenius fuhr auf und schüttelte erstaunt den Kopf. Das durfte nicht stehen bleiben. Das durfte keinem Menschen in die Hände fallen. Der Blödsinn der Notwendigkeit konnte ihn ja doch seinem heutigen Trotz zum Trotz in den Selbstmord treiben. Er schnitt das ganze Blatt aus und verbrannte es im Ofen. Dann las er weiter . . .

d. 30. März 8 Uhr früh.

„Der arme Leiermann ist verhaftet worden. Ich kann es nicht ertragen, daß ein anderer für mich dulde. Es geht zu Ende.“

Nachts.

„Der Staat ist unfehlbar, die Polizei ist unfehlbar! Das Recht ist unfehlbar! Montag früh ist der Mord begangen worden. Es lebe die Wissenschaft. Die Wissenschaft ist unfehlbar!

„Wenn ich das Leben zu ertragen vermag, so werde ich ein großes Buch verfassen über die Unfehlbarkeit der Wissenschaft. Gegen das unfehlbare Urteil der Sachverständigen, der Fachmänner, der Neunmalweisen. Der Wilde, der eine Spur verfolgt, kann irren mit seinem Instinkt. Der Sachverständige, der Fachmann hat keinen Instinkt, hat nur Tabellen. Die Tabellen aber dürfen nicht irren; denn sie sind offiziell. Offiziell irrt man nicht, der Staat nicht, und die Justiz nicht und die Sachverständigen nicht. Handschriftvergleichung! Aus der Handschrift haben sie gelesen, daß es Montag früh passiert ist. Esel! Moderne Astrologen. Und das Volk glaubt an diesen Staat, an diese Justiz, an diese Astrologen. Die den Staat vernichten wollen, glauben zumeist an seine Unfehlbarkeit. Ober-Astrologen! Kalendermacher!

„Genauer besehen ist es dem Staat ganz recht, wenn ich frei ausgehe, und der Leiermann ins Zuchthaus kommt. Es wäre dem Staat sehr unangenehm, wenn der Rechtsanwalt van Tenius ein Mörder wäre, trotzdem er ein unbequemer Rechtsanwalt ist. Denn ein Rechtsanwalt ist ein Diener der Gerechtigkeit. Offiziell. Also bin auch ich ein Diener der Gerechtigkeit. Und bin ich ein Verbrecher, so habe ich gefälligst das Maul zu halten. Offiziell. Ich bin nur froh, daß der arme Kerl durch einen andern blödsinnigen Zufall wieder frei gekommen ist.

„Daß mir seine Verhaftung so weh tat, hielt ich im ersten Augenblick für Reue. Und es tat mir wieder wohl, daß ich nicht an moralischem Irrsinn leide. Aber es war nicht Reue. — Es war nur Mitleid. — Ganz gemeines viehisches Mitleid. Jeder Hund heult, wenn man einen andern quält. Jeder Hund glaubt, der andere würde widerrechtlich gequält. Widerrechtlich! Notwendig. Warum stand Ihrcke mit seiner Drehorgel gerade dort? Der Blödsinn hat ihn hingestellt.“

Nachts.

„Die Kette schließt sich. Die Kausalität, die die Kröte uns über den Weg jagte, war doch eine notwendige Folge seines Charakters. Frau Schade hat ihn hingetrieben. Vielleicht nur das Geld der Frau Schade. Nun hab ich den Zusammenhang.

„Irgendwo ein Bauernjunge hat irgendwoher das Talent erhalten, hübsche Linien zu erfinden. Er lernt davon leben. Er wird Zeichner. Er wird Zeichner in der Tapetenfabrik des Herrn Schade selig. Der Bauernjunge zeichnet hübschere Tapeten als andere Zeichner. Herr Schade selig wird dadurch ein reicher Mann. Er ißt zu viel und stirbt zu früh. Frau Schade bleibt auf dem Gelde sitzen. Die Kröte will es ihr fortnehmen. Frau Schade sagt: Warte da drüben ein Stündchen, dann kannst du den Schatz haben. Da drüben, wo ich des Weges kommen muß. Der Tapetenzeichner muß hingerichtet werden.

„Und wieder. Wenn so ein Neunmalweiser von der Justiz den Zusammenhang erfahren hätte oder noch erfahren würde, dann müßte er die allerneueste Deutung, die ausgemachte Wahrheit. Frau Schade hat mich ins Vertrauen gezogen; ich habe ihr den Tod des Zerpen als einzige Rettung bezeichnet. Bum. Sie hat mir ein Stück Geld gegeben, damit ich ihr Ruhe schaffe. Das wäre dann die Wahrheit.

„Wäre am Ende im Notfall zu brauchen. Frau Schade würde sich kurios wundern, geschähe ihr aber ganz recht für ihre verliebten Augen und den tiefen Ausschnitt ihres Kleides. Sich so für einen Rechtsanwalt anzuziehen. Hätte unter Umständen auch zum Mord führen können. Neue Erklärung der Weltgeschichte. Urgrund aller Kriege ausgeschnittene Kleider. Abgemacht. Aber nicht für Geld. Habe mich in Frau Schade verliebt und ihr den Kerl beiseite geschafft. Mildernde Umstände. Baldige Begnadigung. Ich bleibe Diener der Gerechtigkeit, ein irrender Diener. Die Sache kann lustig werden.

„Und auf allen Straßensäulen der ausgeschriebene Preis; der Kutscher wird sich melden.“

(Fortsetzung folgt.)

der freiwilligen Mitglieder, d. h. derjenigen, die einige Zeit vor der Entbindung aussetzten und sich freiwillig weiterversicherten, 2,3 Proz. Fehlgeburten, auf die der Pflichtmitglieder, die also möglichst bis zuletzt arbeiteten, 15,5 Proz., also fast siebenmal soviel.

Daß auch die lebend geborenen Kinder der nicht geschonten Frauen viel schwächlicher, mit einer viel geringeren Lebenserwartung auf die Welt kommen, als die der gut gepflegten, liegt auf der Hand. Sie können den Gefährdungen des Säuglingsalters nur ein geringeres Maß von Widerstandsfähigkeit entgegensetzen. Diese Gefährdungen aber vervielfachen sich, wenn das Kind statt der lebenspendenden Nahrung, die ihm die Natur aus der mütterlichen Brust quillen läßt, die Ernährung durch Kuhmilch oder noch schlimmer durch alle möglichen Surrogate, Kinder-Mehlpräparate und ähnlichem erhält, weil die Mutter wieder hinaus muß, um Geld zu verdienen. Die Säuglingssterblichkeit hat bei uns eine bedenkliche Höhe erreicht; sie wird, obwohl wir schon seit Jahren an ihrer Herabdrückung arbeiten, nur noch von der des halbbarbarischen Rußlands und Österreichs übertroffen. Dabei ist es statistisch einwandsfrei festgestellt, daß einerseits die Kinder der Armen, andererseits die künstlich ernährten Kinder eine weit größere Sterberate aufweisen, als die Kinder der Wohlhabenden und derjenigen, die möglichst lange mit Muttermilch versorgt wurden. So starben nach den Aufstellungen des Direktors des Bremer Statistischen Amtes in den von armen Leuten bewohnten „Ganghäusern" und Höfen 25,6 Proz. der Kinder unter einem Jahre, in den Stadtteilen des Mittelstandes 9,1 Proz. und in denjenigen der Wohlhabenden 4,9 Proz. Nach langjährigen Berechnungen ist die Sterblichkeit der Flaschenkinder ungefähr dreimal so groß, wie die der Brustkinder. Noch weit höher aber häuft sich der Berg des Elends und Jammers über der unehelichen Mutter und ihrem Sprößling.

Das alles sind Zahlen, Tatsachen, die mit ungeheurer Wucht die Forderung: Schützt die Mutter, schützt das ungeborene Kind in ihrem Leibe, schützt den Säugling, zu einer Forderung der Selbsterhaltung und Selbstbehauptung machen. Ansätze zu diesem speziellen Mutterschutz, der sich dem allgemeinen Arbeiterschutz an- und einzugliedern hat, existieren bei uns schon seit längerer Zeit, sowohl auf gesetzlicher, als auch auf der Basis der privaten Initiative. Die Novelle zum Krankenversicherungsgesetz von 1903 sah für diejenigen weiblichen Versicherten, die mindestens ein halbes Jahr der Kasse angehörten, eine Unterstützung in Höhe des Krankengeldes bis zu sechs Wochen nach der Niederkunft vor. Auch konnte diese Unterstützung auch auf Ehefrauen der Kassenmitglieder ausgedehnt werden. Eine Schwangerenunterstützung war fakultativ vorgesehen, wovon jedoch nur sehr selten Gebrauch gemacht wurde. Der Bund für Mutterschutz sucht schwangeren Frauen und jungen Müttern durch Rat und Tat behilflich zu sein: die Gründung von Mütterheimen bildet einen der Hauptpunkte seines Programms. Eine Anzahl von Kommunen haben sich schon um den Mutter- und Säuglingsschutz Verdienste erworben durch die Errichtung von Entbindungsanstalten, Unterstützung an Schwangere, Gewährung von Stillprämien, Abgabe guter Kindermilch, Stellung von Hauspflegerinnen. Die seit 1902 entstandenen Hauspflegevereine widmen sich mit gutem Erfolg speziell dieser Aufgabe.

Die neue Reichsversicherungsordnung sieht eine nur minimale Erweiterung des gesetzlichen Mutterschutzes vor, die weit hinter dem zurückbleibt, was von den Vertretern der sozialdemokratischen Partei und selbst von den Freisinnigen gefordert wurde. Der Kreis der zu Versichernden wurde auf alle lohnarbeitenden Frauen mit einem Einkommen von weniger als 2000 Mk., also auch auf die Dienstboten, die landwirtschaftlichen und die Heimarbeiterinnen ausgedehnt, wodurch sich die Zahl der Versicherten von 3,5 auf 8,3 Millionen hob. Die Frauen der Arbeiter sind nach wie vor von der Versicherung ausgeschlossen. Die Zeit der obligatorischen Wöchnerinnenunterstützung wurde auf acht Wochen beschränkt, bei den landwirtschaftlichen Arbeiterinnen sogar auf vier Wochen, die Gewährung von Schwangerenunterstützung, von Arzt, Hebamme und Arznei sowie von Stillgeld in das freie Belieben der Kassen gestellt. Wie es mit diesen freiwilligen Leistungen nach der Entziehung des Selbstverwaltungsrechtes der Krankenkassen aussehen wird, kann sich jeder selbst ausmalen.

So ist denn die gegenwärtige Regelung der Materie eine derartige, daß sie nicht annähernd den bescheidensten Wünschen genügt und zu einer baldigen neuen Behandlung drängt. Für diese dürfte ein soeben im Verlage von Fischer-Jena erschienenes Buch: „Die Mutterschaftsversicherung" von Henriette Fürth außerordentlich wertvolle Grundlagen bilden. Die Verfasserin fordert eine Ausdehnung der Versicherung auf alle Volksangehörigen mit einem Einkommen von weniger als 3000 Mk. (auch die Unverheirateten sollen beisteuern), Gewährung einer Schonzeit von vier Wochen für Schwangere und sechs bis acht Wochen für Wöchnerinnen, innerhalb deren sie eine dem vollen Lohn entsprechende Entschädigung beziehen, unentgeltlicher Gewährung von Arzt, Arznei und Hebamme, Stellung einer Hauspflegerin, Anrecht auf Anstaltspflege für Frauen, die kein eigenes Heim haben, oder bei denen aus anderen Gründen die Entbindung zu Hause nicht opportun erscheint, endlich Gewährung von Stillprämien für die Dauer von 26 Wochen nach der Geburt.

Die Gesamtkosten dieser Einrichtungen veranschlagt Henriette Fürth auf 203,5 Millionen Mark, und zwar entfallen davon 70 Millionen auf Schwangeren- und Wöchnerinnenunterstützung, 48,5 auf Hauspflege, Hebamme, Arzt, Arznei und 65 Millionen auf Stillprämien. Bezüglich der Wöchnerinnenunterstützung ist noch zu bemerken, daß die Verfasserin nur der wirklich einen Lohn einbüßenden erwerbstätigen Frau eine derartige Unterstützung zuteil werden lassen will, während die Nur-Hausfrau auf die sonstigen Vorteile der Mutterschaftsversicherung beschränkt bleiben soll, eine Auffassung, gegen die sich auch sehr gewichtige Gegengründe geltend machen lassen.

Kleines Feuilleton.

Was beim Fliegen verdient wird.

Die Tage der großen Rennen der Lüfte sind für dieses Jahr vorüber, die Entscheidungen über die großen Preise sind gefallen und eine ganze Reihe kühner Pioniere der Lüfte, die zu Beginn des Jahres vielleicht nichts besaßen als ihren Wagemut, sind nicht nur berühmt, sondern auch Besitzer eines Vermögens geworden. Das Jahr 1910 war noch das „Jahr der Flieger-Meetings", das Jahr 1911 wurde bereits die Saison der großen Rennen, und damit wuchsen auch die Preise zu sechsstelligen Zahlen an. An der Spitze steht wohl der deutsche Rundflug, bei dem insgesamt 442 008 Mk. an die Teilnehmer ausgezahlt wurden, der europäische Rundflug stellte zusammen 376 000 Mk. für die Flieger zur Verfügung, England hatte für den englischen Rundflug 204 000 Mk. ausgesetzt und die beiden schwierigen Rennen Paris—Rom und Paris—Madrid verfügten je über 120 000 Mark. Das große Los in dieser Lotterie des Erfolges hat Beaumont gezogen, der insgesamt im Verlaufe von kaum drei Monaten 408 000 Mark erhalten hat. Er gewann im europäischen Rundfluge 123 000 Mk., im englischen Rundfluge 200 000 Mk. und als Sieger des ersten Preises Paris—Rom 80 000 Mk. Sein gefährlichster Nebenbuhler Vedrines hat rund 100 000 Mk. eingenommen. An dritter Stelle steht wohl Garros, der als Teilnehmer der Flüge Paris—Madrid und Paris—Rom sowie des europäischen Rundfluges 120 000 Mk. empfing. Aber es ist ein unter den Laien vielfach verbreiteter Irrtum, anzunehmen, daß die Flieger diese gewonnenen Summen für sich allein verdient haben. Sie haben einen erheblichen Teil der Kosten selbst zu tragen. In der Regel besteht ein Abkommen mit der Flugmaschinenfabrik, die mit ihren Rennern einen Vertrag schließen, wonach die Hälfte der Gewinne der Fabrik, die andere Hälfte dem Flieger zukommt. Dabei muß der Flieger seine persönlichen Ausgaben selbst bestreiten, während die Fabrik das Flugzeug und den Motor liefert, die Organisation des Rennens mitbezahlt und alle Ausbesserungen besorgt.

Aus den Witzblättern.

Die Wiese. Ferienübung von Lowise. Die Wiese ist grün. Wenn sie kein Gras mehr hat, nennt man es Heu. Dann kommt ein Wagen und fährt alles in die Scheune, wo es im Winter verfressen wird. Auf der Wiese stehen Blumen, Ochsen und Kühe umher. Der Hirte auch. Vom vielen Fressen werden sie alle sehr dick und schlafen nachts im Stalle. Der Hirte auch. Am Morgen steht der Hirte und die anderen Ochsen und Kühe auf und werden gemolken. Von der Kuh haben wir die Milch, die Butter, das Fleisch, die Hörner, die Ochsenschwanzsuppe und die schöne Landluft. („Ulk".)

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co
Sämtlich in Lübeck.

Wöchentliches
Unterhaltungsblatt des Lübecker Volksboten.

Nr. 21. Mittwoch, den 2. August 1911.

An Bord des „Siegfried".

Roman von Friedrich Thieme.

(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Hilde hörte wohl, weinte darum aber nicht weniger. Nur mit Mühe gelang es dem unerfahrenen Junggesellen, den Schmerz des Kindes zu beschwichtigen. Die arme Kleine hatte sich ja kaum über den Verlust der guten Mama etwas getröstet. Während der nächsten Tage fragte sie immer von neuem, ob Tante Eda noch nicht wieder da sei, so daß der Professor genug zu tun hatte, ihre Gedanken abzulenken und sie immer wieder zu vertrösten.

Endlich faßte Holm einen für ihn bedeutsamen Entschluß. Er wollte die Gefangene sprechen, sie nach ihren Beziehungen zu Möbius fragen und aus ihren Antworten sich die Überzeugung von ihrer Schuld oder Unschuld zu verschaffen.

„Herr Professor," warnte ihn der Inspektor, als er demselben seine Absicht kundgab, „ich erkenne wohl, wie die Dinge stehen. Ihre — sagen wir — Voreingenommenheit zugunsten der jungen Dame könnte Ihnen einen üblen Streich spielen. Ich habe nichts dagegen, Ihnen die Genehmigung zu der geplanten Unterredung zu erteilen, mein freundschaftlicher Rat geht jedoch dahin, lieber darauf zu verzichten. Um der Ruhe Ihrer Seele willen. Sie nähren eine Flamme, die nur versengen und verzehren kann, und wiegen sich in Hoffnungen, deren Verwirklichung aussichtslos ist. Vertrauen Sie meiner Erfahrung. Sie wissen nicht, welcher raffinierten Verstellung ein Weib fähig ist. Bekämpfen Sie lieber Ihre Neigung. Herr Professor, bekümmern Sie sich nicht mehr um das Schicksal einer Verlorenen, suchen Sie zu vergessen! Die Wahrheit werden Sie doch nie aus ihrem Munde vernehmen."

„Ich werde es," versicherte Holm im Tone fester Überzeugung.

„Nun, so versuchen Sie Ihr Heil. Ich will zu dem Fräulein hinuntergehen und Ihre Bitte übermitteln.

Trotz seiner skeptischen Denkart hegte der Inspektor doch einige Hoffnung, Elisa, deren Interesse für den Professor ihm nicht entgangen war, werde sich diesem gegenüber zu Bekenntnissen herbeilassen. In dieser Erwartung beeilte er sich, den Auftrag Holms zu vollziehen.

Nach kaum einer Viertelstunde kehrte er mit verdrießlicher Miene zurück. „Sie will niemand sehen, Herr Professor."

„Auch mich nicht?"

„Auch Sie nicht — ja, Sie vor allen anderen nicht."

„Sagte sie das?"

„Ja."

Holms Züge verrieten bei dem ablehnenden Bescheid so viel Enttäuschung und Betroffenheit, daß der Inspektor ihn zu trösten suchte.

„Die Verhaftete ist noch zu aufgeregt, Herr Professor. Es ist ganz natürlich, daß sie in ihrer Verzweiflung die Einsamkeit sucht, daß sie sich vor allem vor denen schämt, an deren Achtung ihr am meisten gelegen ist", sagte der Inspektor.

Der Professor nickte trübe. Er hatte an die Begegnung so große Erwartungen geknüpft. In finsterem Sinnen ging er umher, die Ermahnung des Kriminalbeamten hatte doch mehr Eindruck auf ihn hervorgebracht, als es im ersten Augenblick der Fall zu sein schien.

Stand er nicht in der Tat im Begriffe, ein Erlebnis, das bisher kaum den Namen eines Abenteuers verdiente, in eine Katastrophe zu verwandeln? Ließ er die Leidenschaft zu der schönen Gefangenen erst festere Wurzeln in seinem Innern schlagen, so war für die Ruhe seines Herzens alles zu fürchten. Nein, der Inspektor hatte recht. Er mußte diese wahnsinnige, diese törichte Liebe bekämpfen, sie ausrotten aus seinem Herzen mit der letzten Wurzel.

„Es ist zu spät, es ist zu spät", klagte er aber leise vor sich hin. In wunderbarer Verklärung strahlte vor seinem geistigen Auge das Bild des geliebten Weibes; ihre Schönheit und Anmut, die Musik ihrer Sprache, der Schmelz ihrer Rede — wie hätte er alles das je vergessen können? Eine unendliche Sehnsucht erfüllte seine Seele, das Mitleid mit ihr preßte ihm das Herz zusammen.

Gab es denn noch eine Möglichkeit, daß sie unschuldig sein konnte?

Er grübelte, grübelte fort und fort. Seine Beobachtungen an der Leiche kamen ihm wieder in den Sinn. Was war es denn nur, was ihm so auffällig erschienen war?

Die Tage verflossen ihm so zwischen angestrengtem Nachdenken und inneren Kämpfen. Am Nachmittage des dritten war es, daß die kleine Hilde ihn plötzlich seinen Gedanken entriß.

Ungestüm, nach Kinderart, die keine Rücksicht kennt, sprang sie auf ihn zu, umklammerte ihn und rief in weinerlichem Tone: „Nicht wahr, Onkel Holm, es ist nicht wahr?"

„Was denn, mein Kind?"

„Herr Bartel und Herr Kämpf sagen, Tante Eda habe gestohlen und totgeschlagen und sei im Gefängnis. Das ist doch nicht wahr?"

Der Professor bekam ein zornrotes Gesicht. „Nein, Hilde, es ist nicht wahr," erwiderte er, ihre kindliche Entrüstung besänftigend. Dann wandte er sich der Stelle des Decks zu, auf welcher sich Bartel, der Geschäftsreisende, und Reinhold Kämpf, der junge Taugenichts, mit den Töchtern der Frau von Erbis mit Ballspielen belustigten. Offenbar hegte Holm die Absicht, den frivolen Schwätzern eine tüchtige Standpredigt zu halten, da er aber das eben im eifrigsten Gange befindliche Spiel nicht ohne weiteres stören mochte, so blieb er einige Schritte von den Teilnehmern entfernt stehen, um zuzuschauen.

Anfangs war sein Interesse an dem Schauspiel nur gering, er war überhaupt kein Freund des Sports, von dem er behauptete, daß er mit wenigen Ausnahmen nur die flachen Geister anziehe und dazu diene, auch den Angehörigen der Klasse der unbedeutendsten Durchschnittsmenschen Gelegenheit zur Einerntung billiger Lorbeeren und zum Tragen einer Art Uniform zu geben, auf welche der Deutsche nun einmal so großen Wert legt. Bald aber nahmen seine Augen einen höheren Ausdruck von Spannung an, er folgte besonders den Bewegungen Kämpfs mit sichtbarer und sich stetig steigender Teilnahme. Er zog sich schließlich sogar in eines der auf dem Promenadendeck errichteten Schirmzelte zurück, um von dort aus ungestört das ihn fesselnde Bild zu beobachten.

Was war es, was auf den sonst so ernsten und aller lärmenden Beschäftigung abgeneigten Mann eine so seltsame Anziehungskraft ausübte? Bewunderte er die wirklich erstaunliche Gewandtheit des jungen Mannes? Seine Geschicklichkeit im Werfen und Ausweichen, die Höhe seiner Sprünge, die überraschende Kunst im Auffangen?

Wer weiß es? Jedenfalls vergaß er sein Vorhaben vollständig, wenigstens für den Augenblick. Erst am Abend, kurz vor dem Souper, als Reinhold Kämpf ihm zufällig in den Weg trat, schien er wieder daran zu denken.

„Herr Kämpf, auf ein Wort."

Erstaunt schaute der junge Mensch zu ihm auf. Der Professor hatte bisher fast gar keine Notiz von seinem Dasein genommen.

„Was wünschen Sie?" fragte er kurz.

„Sie haben heute in Gemeinschaft mit Herrn Bartel der kleinen Hilde Dinge in den Kopf gesetzt, deren bloße Erwähnung gegen ein Kind Ihnen Takt und Mitleid hätten verbieten müssen."

Kämpf senkte den Blick und lachte verlegen.

„Ich erwarte von Ihrer besseren Einsicht, daß Sie einen solchen Scherz nicht wiederholen. Sie machen das Kind unglücklich und erschweren mir die ohnehin nicht leichte Aufgabe, es ruhig zu halten. — Wissen Sie denn," fuhr Holm mit einer scharfen Wendung fort, „so sehr genau, daß Fräulein Norden gestohlen und totgeschlagen hat? Kann sie nicht doch unschuldig sein?"

Der junge Mann sah ganz erstaunt auf. „Der Inspektor hat sie doch als Mörderin verhaftet," bemerkte er nach einer Weile ziemlich kleinlaut.

„Gewiß: aber angeklagt und schuldig sein ist zweierlei, merken Sie sich das. Versprechen Sie mir, künftig vorsichtiger zu sein?"

„Sehr gern."

Holm ergriff plötzlich die Hand des jungen Mannes. „Ich will Ihnen durchaus nicht zu nahe treten," äußerte er gutmütig. „Sie sind ja auch so eine Art Waise, wie?"

Die Sicherheit und Dreistigkeit des jungen Menschen kehrte bei diesen Worten seines Reisegefährten zurück. „Wenigstens auf dem Schiffe," versetzte er lachend.

„Sie gehen nach Buenos Aires, um dort eine Stelle zu suchen?"

„Ja."

„Haben Sie schon eine in Aussicht?"

„Nein."

„Aber Sie sprechen doch wenigstens die Landessprache?"

„Spanisch? Nein."

„Dann befinden Sie sich in einer keineswegs angenehmen Lage. Das Fortkommen in einem fremden Lande ist nicht so leicht, als es Ihnen scheinen mag. Sie haben doch wenigstens Empfehlungen?"

„Gar keine", gestand Kämpf, in dessen Zügen sich ein durch die Vorhaltungen des Professors erzeugtes ängstliches Empfinden aussprach.

„Hm, das ist schlimm für Sie." Der Professor dachte einen Augenblick nach. „Vielleicht kann ich Ihnen behilflich sein. Ich bin in Argentinien bekannt, habe gute Freunde dort, spreche die Sprache dort wie unsere Muttersprache."

„Ich wäre Ihnen herzlich dankbar."

„Ich kenne dort unter anderen den Inhaber eines großen Wollexportgeschäftes. Möglicherweise findet sich in seinem Kontor ein Posten für Sie — vorausgesetzt, daß Sie leistungsfähig sind. Haben Sie gute Zeugnisse?"

„O, es geht."

„Gut, so können wir später noch einmal darüber reden. Eben läutet die Glocke zum Souper."

Beide gingen in den Speisesaal und nahmen ihre Plätze ein. Holm saß ziemlich entfernt von dem jungen Kämpf, aber auf der anderen Seite der Tafel, und mancher beobachtende oder neugierige Blick, der nach dem jugendlichen Reisenden hinüberschoß, bekundete sein neuerwachtes Interesse.

Seitdem unterhielt sich der Professor häufiger mit Reinhold Kämpf, und der junge Mensch brachte ihm ein wachsendes Vertrauen entgegen. Je näher man dem Ziele kam, je mehr wich die Sicherheit, welche der Reisezustand erzeugt, von ihm, selbst in seinem leichtsinnigen Herzen regten sich Besorgnisse für die Zukunft, deren Ungewißheit ihn zu ängstigen schien.

Eines Abends ertappte der Inspektor den Professor sogar dabei, wie er mit Kämpf, Frau von Erbis und einer ihrer Töchter Whist spielte. „Was sehe ich?" rief er überrascht. „Herr Professor, Sie sind wohl ausgewechselt?"

„Was wollen Sie," antwortete Holm lächelnd. „Auf einer so langen Reise muß man jede Möglichkeit, die Zeit zu betrügen, beim Schopfe fassen."

Der Inspektor schüttelte den Kopf und sah dem Spiel eine Weile zu.

Am nächsten Morgen klopfte der Professor schon zeitig an die Tür seiner Kabine und rief ihm bei seinem Eintritt mit allen Anzeichen hochgradiger Erregung entgegen: „Ist es wahr, Herr Inspektor?"

„Was denn?"

„Sie hat gestanden?"

„Wer sagt das?"

Gestern abend in später Stunde verbreitete sich plötzlich im Salon das Gerücht. Einer der Stewards brachte es herein."

„Ich weiß nichts davon," entgegnete der Inspektor ruhig. „Mir hat sie kein Geständnis abgelegt, und ich zweifle, ob sie sich jemals weder jetzt noch später dazu herbeilassen wird."

„Gott sei Dank!" rief Holm aufatmend.

„Da stehe ich nun doch auf einem anderen Standpunkte," brummte der Inspektor. „Ich gäbe wer weiß was darum, wenn ich für das Gegenteil danken könnte."

„Wie befindet sich Fräulein Norden? Wie erträgt sie die Gefangenschaft?"

„Sie ist sehr still und gefaßt. Eine seltsame, mir beinahe bedenklich erscheinende Ruhe ist nach den heftigen Erregungen des ersten Tages über sie gekommen. Nur sehr bloß ist sie immer — und spricht nur die notwendigsten Worte."

„Sie entbehrt doch nichts?"

„Gar nichts — darüber mögen Sie beruhigt sein."

„Noch ist sie nur angeklagt, nicht überführt."

„Überführt wohl, nur nicht geständig, Herr Professor."

(Fortsetzung folgt.)

Wie der Amerikaner gegen die Hitze kämpft.

Auch wir stöhnen in diesen Tagen unter dem heißen Druck einer „Hitzwelle" und suchen uns mit allen Mitteln dagegen zu wehren. Aber unser Kampf ist nur ein leichtes Geplänkel mit dem erbitterten Krieg verglichen, den der Amerikaner in den Hochsommermonaten gegen sein allzu heißes Schicksal aussicht. Ein gewaltiger Feldzug wird von der Riesenstadt Neuyork organisiert, wenn die feuchte, sengende Glut amerikanischer Sommerschwüle auf den Wolkenkratzern lastet. Tote sind bei diesen Hitzschlachten in nicht geringer Zahl zu verzeichnen, und die Menge der Verwundeten ist groß. Der Sommer 1910 war besonders kühl. Und doch forderte auch er in der Zeit vom 29. Juni bis zum 4. August 345 Opfer, die vom Sonnenstich getroffen hinsanken; die Zahl der durch die Hitze Erkrankten belief sich auf viele Tausende. Wie groß wird nun erst die Verlustliste sein, auf der dieser furchtbare Sommer seine traurigen Zahlen einschreibt?

Ist die Hitzwelle da, so verändert sich das Bild des Neuyorker Lebens mit einem Schlage. Die Schulen schließen sich ohne ausdrückliche Hitzeferien, denn keine besorgte Mutter läßt ihre Kinder des Tags über auf die Straße. Die Theater machen ebenfalls bald zu, denn es kommt doch niemand, mag der Direktor auch in noch so großen Annoncen „Vorstellungen in Hemdsärmeln" ankündigen. In Hemdsärmeln predigt der Geistliche in der Kirche, und er lädt seine Gemeinde ein, es sich ebenso bequem zu machen. Die meisten reichen Familien haben sich nach ihren Sommersitzen in den Bergen geflüchtet, wo sie sich den Freuden des Lebens in Zelten unter freiem Himmel hingeben. Doch auch ganz Neuyork lebt „out door", wenn die schattenspendende Nacht hereinbricht. Die Restaurants haben ihre Speisesäle auf die Dächer verlegt, auf denen nur die guten Kunden Plätze bekommen, um dann bis zur Morgenfrühe sich an den kältesten Eisgetränken zu laben. Für reiche Leute, die in der Stadt bleiben müssen, haben die großen Hotels eine originelle Einrichtung geschaffen. Sie mieten große Dampfer und wandeln sie in schwimmende Hotels um. Gegen fünf Uhr lichten die Hotelschiffe an der Brooklyn-Brücke ihre Anker und fahren ins Meer hinaus, um erst früh gegen 9 Uhr zurückzukehren. Die Börsianer und Kaufleute nehmen ihr Diner auf Deck ein, ruhen in den Hängematten aus und überlassen sich der Ruhe, der Einsamkeit und der Frische der Seebrise. Dazu schlürfen sie ihre Eisgetränke, die auch für den armen Mann in dieser schweren Zeit die einzige Rettung sind. Überall, in den Trambahnwagen, in den Omnibussen, in den Bureaus, in den öffentlichen Bibliotheken und Kirchen sind kleine Tonnen mit Eiswasser aufgestellt, und es ist ein merkwürdiges Schauspiel, wenn in einem überfüllten Straßenbahnwagen die Eiswasserkübel von Hand zu Hand gehen und jeder gierig den ausgetrockneten Gaumen mit dem kühlen Naß anfeuchtet.

Gegen Abend erfolgt die große Auswanderung aus den riesigen Häusern nach den Parks, deren Rasen zu einem ungeheuren Schlafgemach umgewandelt werden; mit Matratzen und Tüchern und Küchengeräten ziehen die Familien aus, um hier zu kampieren. Schlimmer steht es in den volksreichsten Vierteln, die von den großen Parkanlagen zu weit entfernt sind, als daß die von der Hitze Geplagten hier Schutz suchen könnten. Diesen Armen bleiben nur zwei Möglichkeiten; das Straßentrottoir oder das Dach. Naturgemäß zieht das Dach die meisten an, und es entsteht nun ein erbitterter Kampf um die besten Plätze. Wer überhaupt nicht mehr in der luftigen Höhe unterkommt, dessen harrt im stickigen Zimmer eine Höllenqual, bei der er zu ersticken oder auszudörren fürchtet. Da nimmt er denn lieber mit irgendeinem Fleckchen ganz nahe am Rande des Daches vorlieb, wo ein leiser Schwindel oder die geringste falsche Bewegung ihn 20 bis 30 Meter in die Tiefe hinabstürzen läßt. In jedem Sommer erfordert dieser Kampf um die Dachplätze zahlreiche Tote, die im Schlaf herunterstürzen und mit zerschmetterten Gliedern aufgefunden werden. Während des August 1910 fielen 104 Personen, darunter 38 Kinder, von den Dächern Neuyorks und bezahlten ihr Luftbedürfnis mit dem Tode.

Für unsere Frauen.

Frauen heraus!

Frauen heraus! Immer näher rückt die Reichstagswahl heran! Es naht der Tag der Wiedervergeltung für all die Schandtaten, die in den vergangenen Jahren seit den Hottentottentagen auf das arbeitende Volk gehäuft worden sind. Grauenerregend, erschreckend hoch sind die Lasten, die man dem Volke aufgebürdet. Doppelt und dreifach leiden die Proletarierinnen unter der Wucht der Lebensmittelverteuerung, unter der arbeiterfeindlichen und antisozialen Gesetzgebung!

Frauen heraus! Seid Ihr auch rechtlos, so seid Ihr doch nicht machtlos. Könnt Ihr nicht wählen, so müßt Ihr wühlen! Habt Ihr, dank der reaktionären Übermacht, auch nicht die Möglichkeit, Eure Stimme zugunsten eines wirklichen Volksvertreters in die Urne zu werfen, Euer Einfluß, Eure zähe Agitation und Aufmunterung kann bewirken, daß saumselige und verblendete Arbeiter den Arbeiterkandidaten wählen.

Frauen heraus! Die Sozialdemokratie ist die einzige Partei, die rückhaltlos und ohne Einschränkung die Gleichstellung der Frau in politischer und rechtlicher Hinsicht fordert! Seit Jahrzehnten kämpfen ihre Vertreter in und außerhalb der Parlamente für die Verwirklichung dieses Zieles. Wenn trotzdem heute noch in Deutschland, das zehn Millionen erwerbstätiger Frauen aufzuweisen hat, die Frau noch politisch zu den Kindern und Idioten rechnet, so kann sie sich bei den bürgerlichen Parteien dafür bedanken!

Frauen heraus! Schon die Finanzreform und ihre Wirkungen müßten genügen, die Frauen auf der ganzen Linie rebellisch werden zu lassen. Und schon drohen neue Belastungen des Volkes. Das Fleisch verschwindet immer mehr vom Tische der Armen, Kartoffeln, allenfalls Pferde- und Hundefleisch, dienen häufig als Ersatz. Der Milchverbrauch nimmt ab, die Kindersterblichkeit zu in der armen Bevölkerung, entsetzlich sind die Verheerungen, die unsere Wirtschaftspolitik anrichtet.

Frauen heraus! Wollen die vielen Proletarierinnen, die sich heute noch immer nicht mit öffentlichen Fragen befassen, weil das die Frau „nichts angehe", der Auswucherung des Volkes stumm und resigniert zusehen? Sollte nicht ein schmerzlicher Blick auf die schlecht genährten Kinder ihr Blut in Wallung bringen, sie zum Nachdenken zwingen? Öffentliche Fragen? Volksfragen, Lebensfragen sind es, die mit unseren kleinsten Wünschen und Forderungen verwachsen sind. Ach, Frau Politik ist nicht die unnahbare, in den Wolken thronende Göttin, als die sie noch vielfach angesehen wird. Sie ist eine ganz schlichte und umsichtige Frau. Sie kommt in die engsten Gassen und in die ärmsten Wohnungen, sie geht in die Küche und diktiert was und wieviel verbraucht werden kann. Sie setzt sich mit an den Tisch und verteilt die Portionen und des Nachts wacht sie am Lager und raubt Euch den Schlaf, Ihr Frauen und Mütter!

Frauen heraus! Die kommende Reichstagswahl muß ein Strafgericht werden! Der Volkszorn muß die Brot- und Fleischwucherer, die Scharfmacher und Finanzgewaltigen zusammenschmettern! Er muß zu einem wuchtigen Protest werden gegen Ausnahmegesetze, gegen die wahnsinnigen Ausgaben und Forderungen für Heer und Marine, ein Protest gegen die Reichsversicherungsordnung, ein Protest gegen unseren ganzen Klassenstaat mit seiner rücksichtslosen und unheilvollen Klassenherrschaft.

Proletarierinnen! Ihr könnt Vergeltung üben, könnt mithelfen an der Umgestaltung der heutigen Wirtschafts- und Produktionsform, wenn Ihr agitiert und organisiert, wenn Ihr die bürgerliche Klatschpresse aus dem Hause treibt und Eure Söhne und Töchter im Sinne der sozialistischen Weltanschauung erzieht! Darum —

Frauen heraus!

Die stille Arbeit der Frau im Hause.

Es jährt sich bald, daß Wilhelm II. wieder zu reden beginnt. In Königsberg sprach er am 26. August 1910 auch über die „Hauptaufgabe der deutschen Frau". Er sagte, sie sollen lernen, „daß sie nicht auf dem Gebiete des Versammlungs- und Vereinswesens liegt, nicht in dem Erreichen von vermeintlichen Rechten, in denen sie es den Männern gleich tun können, sondern in der stillen Arbeit im Hause und in der Familie". Als treffende Illustration zu diesen Worten kann festgestellt werden, daß die drei Kaiserparaden, die im August und September drei Armeekorps abhalten werden, vor der Front ihrer Regimenter eine besonders große Zahl weiblicher Chefs sehen können. Die Kaiserin wird als Kommandeuse des Schleswig-Holsteinischen Füsilierregiments Nr. 86 und des Pommerschen Kürassierregiments Nr. 2 erscheinen. Das 84. Füsilierregiment soll bei der Parade durch seine schwedische Obristin, Königin Viktoria, vorgeführt werden. Dazu kommt noch die Prinzessin Eitel Friedrich von Preußen an der Spitze der zwölften Dragoner, die junge Frau Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin bei den Parchimer Dragonern, sie ist zugleich auch zweiter Chef der Frankfurter Leibgrenadiere. Die Königin von Holland wird „ihre" Wandsbeker Husaren wahrscheinlich nicht selbst vorführen. Die Großherzogin von Baden kommt mit ihrem Grenadierregiment Nr. 4 in Betracht, das Elisabethregiment wird von „seinem" Chef, der Kronprinzessin von Griechenland und Herzogin von Sparta geführt werden. Die Zarin wird ihr Regiment diesmal nicht kommandieren. Ja, ja, die Frau gehört ins Haus.

Die Mutterschaftsversicherung.

Unter den die Sozialpolitiker und Rassenhygieniker beschäftigenden Fragen steht heute die Mutterschaftsversicherung zweifellos im Vordergrund des Interesses. Angehörige der verschiedensten Parteirichtungen vereinigen heute ihre Stimmen nach mehr Mutter- und damit Kinderschutz. Sie ist eine Konsequenz unserer wirtschaftlichen Entwickelung und der durch sie bedingten ungeheuren Revolutionierung des Familienlebens, und ihre Erfüllung ist für die Kulturvölker zu einer Bedingung ihrer Existenz, der Erhaltung ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit im Wettbewerb der Völker geworden.

In früheren Zeiten war das Leben der Frau von den vier Wänden ihres Hauses eingeschlossen. Hier erfüllt sie ihre Aufgabe als Gattin, als Mutter und als Leiterin der häuslichen Produktion. Durch die Entwickelung der Technik, die der Hausfrau eine nach der anderen der früher von ihr ausgeübten Tätigkeiten aus der Hand nahm, ist die Familie aus einer produzierenden in eine vorwiegend nur konsumierende Einheit verwandelt worden. Die hierdurch zum großen Teil freigesetzte Arbeitskraft der Frau und Haustochter aber sucht nach Betätigung und Verwertung auf außerhäuslichen Gebieten, da es auf die Dauer nicht möglich ist, daß der Familienvater allein die materiellen Lasten des Haushalts auf seinen Schultern trägt. In einer beispiellos stürmischen Entwickelung ist die Frauenarbeit in den letzten Jahrzehnten in ein Gebiet der Erwerbstätigkeit nach dem anderen eingedrungen. Während bei der Berufszählung vom Jahre 1895 erst 5 268 398 Frauen erwerbstätig waren, waren es bei der Berufszählung vom Jahre 1907 bereits 8 248 498, mit Einrechnung der Dienenden sogar 9 492 881. 1895 waren erst 24,6 Proz. aller Frauen, einschließlich Kinder und Greisinnen, erwerbstätig, 1907 dagegen 30,87 Prozent. Dabei ist die Zahl der erwerbstätigen Ledigen von 66,9 Prozent der Ledigen über 16 Jahre auf 71,9 Prozent in die Höhe gegangen, die der Verwitweten und Geschiedenen von 44,14 auf 41,12 Prozent aller gesunken, die der erwerbstätigen Ehefrauen aber von 12,04 auf 26,04 Prozent aller Ehefrauen gestiegen. 2 818 909, fast drei Millionen, Frauen mußten im Jahre 1907 das Doppeljoch der Berufsarbeit und der Hausfrauen- und Mutterschaft tragen, ebensoviel Haushalte entbehrten einer geordneten Führung, viele Millionen Kinder der Aufsicht und liebevollen Pflege einer Mutter.

Am unerträglichsten aber macht sich diese Doppelbelastung geltend in einer Zeit, in der die Natur dem Weibe besondere Leistungen auferlegt, in der Zeit der Schwanger- und jungen Mutterschaft. Der Mitverdienst der Frau wird in jenen Zeiten erhöhter Ausgaben doppelt unentbehrlich, und so kommt es denn, daß Millionen arbeitender Frauen, statt sich vor der Entbindung die für ihre eigene Gesundheit und die normale Entwickelung ihrer Frucht notwendige Ruhe und Schonung zu gönnen, sich womöglich bis zum letzten Augenblick in der Fronarbeit abrackern, und daß sie, kaum vom Wochenbett erstanden, diese Arbeit schon wieder aufnehmen, den Säugling fremden Händen überlassen.

Furchtbar sind die Folgen dieses Raubbaues, den die kapitalistische Gesellschaft an der Gesundheit derjenigen Hälfte des Menschengeschlechtes treibt, von deren leiblicher und geistiger Frische und Kraft in erster Linie die Qualität der Nachkommenschaft, der kommenden Generation abhängig ist. Zahllos sind die Frauen, die durch Arbeit in Fabriken, durch Treten der Nähmaschine, durch schwere Feldarbeit, durch Stehen am Waschfaß sich schwere Unterleibsleiden zuziehen. Unzählige Säuglinge erleiden dadurch den Tod im Mutterleibe. So kommen, um nur einige Zahlen zu nennen, bei den Metallschleiferinnen 58,6, bei den Tabakarbeiterinnen 50 Proz. Fehlgeburten vor. Bei den weiblichen Mitgliedern der Leipziger Ortskrankenkasse kamen auf die Wochenbetten